

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 6.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

[1882]

## Am Nordpol.

Nach dem Englischen von F. Olliverio.

(5. Fortsetzung.)

An den zwei nächstfolgenden Tagen wütete der Sturm und die Passagiere waren nicht imstande, ihre Zimmer zu verlassen. Jetzt aber, da sich der Wind gelegt, das Schiff Anker geworfen hatte, jetzt, da Offiziere wie Passagiere am Land waren und mehrere freie Stunden vor sich hatten, ergriff Clara die Gelegenheit, auf die Vermissten zurückzukommen und darauf bezügliche Fragen zu stellen, welchen zu entgehen Crayford diesmal keine Ausrede finden konnte. Wie sollte er ihren Forschungen begegnen? Wie konnte er sie noch länger im unklaren über die Wahrheit lassen?

Das waren die Gedanken, welche Crayford bestürmten und ihn, den erst Geretteten, in dem eigentümlich widersprechenden Lichte eines gedrückten, bekümmerten Mannes zeigten. Seine Kameraden schoben ihm, wie er recht gut wußte, die Pflicht der Verantwortlichkeit hauptsächlich zu. Nahm er sie an, so mußte er sofort den entsetzlichen Verdacht Claras bestätigen. Dem mußte gesteuert werden. Aber wie, barmherzig und ehrenhaft zugleich? Das war mehr als Crayford sagen konnte. Er stand noch in seine düsteren Gedanken verloren, als seine Frau in die Hütte trat. Ein Blick auf ihr Gesicht genügte, um zu wissen, daß sich seine eigene Unruhe und Besorgnis in ihrer Seele widerspiegelte.

„Hast du Clara gesehen, ist sie noch am Ufer?“

„Sie folgt mir hierher,“ antwortete Frau Crayford. „Ich habe sie heute Morgen gesprochen. Sie besteht noch eben so entschieden darauf wie früher, von dir die näheren Umstände, unter denen Franz vermißt wird, zu hören. Wie die Sachen stehen, bleibt dir kein Ausweg, du mußt ihr antworten.“

„Hilf mir, Lucie. Sage mir, ehe sie kommt, woher ihr zuerst der entsetzliche Verdacht kam. Sie konnte, als wir England verließen unmöglich mehr wissen, als daß die beiden verschiedenen Schiffen zugeteilt waren. Wie bemächtigte sich ihrer der Argwohn, daß sie zusammengekommen wären?“

„Schon als die Expedition England verließ, war sie fest überzeugt, Wilhelm, daß sie zusammenkommen würden; und sie las in Büchern über Nordpolreisen von Leuten, welche auf dem Marsche hinter ihren Kameraden zurückgeblieben waren, von anderen, welche auf Eisbergen herumtrieben. Den Geist

mit dergleichen Bildern und Befürchtungen erfüllt, sah sie Franz und Wardour, oder träumte von ihnen in einem ihrer magnetischen Schlafanfalle. Ich war an ihrer Seite, ich hörte jedes ihrer Worte. Sie warnte Franz vor Wardour, weil er die Wahrheit entdeckt hätte, und rief ihm zu: „So lange dich deine Füße tragen, halte dich zu den anderen, Franz!“ —

„Großer Gott!“ rief Crayford, „ich warnte ihn, als ich ihn zum letztenmale sah, fast mit denselben Worten!“

„Gib ihr das niemals zu, Wilhelm, laß sie stets in Unwissenheit darüber, was du mir soeben sagtest. Sie würde es nicht als ein befremdendes Zusammentreffen, was es ja in der That ist, ansehen, sondern als bestimmte Bestätigung ihres abscheulichen Aberglaubens hinnehmen. So lange du nicht mit Gewißheit weißt, daß Franz tot und durch Wardours Hand gefallen ist, so lange leugne alles ab, was sie sagt, leite sie um ihretwillen falsch, widersprich all ihren Schlüssen, wie ich. Hilf mir, sie an den besseren, edleren Glauben an ein gütiges Geschick verweisen!“ Sie brach ab und schaute sich aufgereggt um. „Still!“ flüsterte sie darauf, „tue, wie ich dir gesagt. Clara ist hier.“

### XVII.

Clara blieb in der Türe stehen und sah mißtrauisch von Crayford zu Lucie. Dann trat sie näher, ging auf Crayford zu, ergriff seinen Arm und führte ihn einige Schritte von seiner Frau fort.

„Jetzt ist kein Sturm und es rufen keine Pflichten auf Deck des Schiffes,“ sagte sie mit schwachem, traurigen Lächeln, welches Crayford ins Herz schnitt. „Sie sind Luciens Gatte und haben ihretwegen Interesse für mich. Schrecken Sie nicht davor zurück, mir Schmerz zu bereiten. Ich kann Schmerzen ertragen. Freund, Bruder! Wollen Sie mir glauben, daß ich Mut genug besitze, das Schlimmste zu hören? Wollen Sie mir Ihr Wort geben, mich nicht über Franz zu täuschen?“

Die sanfte Ergebung, die in ihrer Stimme, das traurige Flehen, das in ihrem Auge lag, erschütterte Crayfords Selbstbeherrschung im höchsten Grade. Er antwortete ihr so unbe-

fangen, wie ihm irgend möglich war, er antwortete ihr ausweichend:

„Meine liebe Clara, was habe ich verschuldet, daß Sie glauben, ich könne Sie täuschen?“

„Forschend schaute sie ihm ins Gesicht und wandte dann den Blick mit erneutem Mißtrauen zu Frau Crayford. Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, und bevor eines der drei das Wort wieder ergriff, erschien ein Offizier, von zwei Matrosen, welche einen Tragkorb trugen, gefolgt. Crayford ließ sogleich Claras Arm los und ergriff die willkommene Gelegenheit, von anderen Dingen zu reden.

„Befehle vom Schiff, Steventon? fragte er, dem Offizier entgegengehend.

„Nur mündliche Befehle,“ entgegnete der Gefragte. „Mit eintretender Flut lichtet das Schiff die Anker. Wir werden einen Schuß abfeuern, um alle zu sammeln und ein zweites Boot ans Land senden. Einstweilen sind hier einige Erfrischungen für die Passagiere. Auf dem Schiffe ist augenblicklich viel Unordnung, die Damen werden hier ihr Frühstück bequemer einnehmen.“

Frau Crayford hörte kaum diese Worte, als sie nun ihrerseits die Gelegenheit ergriff, Clara vor der Hand nicht zum Reden kommen zu lassen.

„Komm, meine Liebe,“ rief sie, „wir wollen den Tisch decken, bevor die Herren kommen.“

Clara aber lag es zu sehr am Herzen, zum Ziele zu gelangen, als daß sie auf diese Weise zum Schweigen gebracht werden konnte. „Ich werde dir gleich helfen,“ erwiderte sie und schritt quer durch das Zimmer zu Steventon.

„Können Sie mir ein paar Minuten schenken?“ fragte sie. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

„Ich stehe vollständig zu Ihren Diensten, Fräulein Burnham.“

Er entließ darauf die beiden Matrosen. Bekommen blickte Frau Crayford zu ihrem Manne hinüber. „Habe keine Angst vor Steventon,“ flüsterte er ihr zu. „Ich habe ihn gewarnt, wir können uns auf seine Diskretion verlassen.“

Clara winkte Crayford zu sich.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten,“ sagte sie. „Ich verspreche auch, die Herren nicht zu betrüben. So jung ich auch bin, sollen Sie doch sehen, daß ich mich beherrschen kann. Ich will nicht von Ihnen verlangen, zur Schilderung der überstandenen Leiden zurückzugehen; nur möchte ich wissen, ob ich über eins richtig denke, ich meine, über das, was sich zu der Zeit ereignete, als ein Teil der Gesellschaft nach Hülfe ausgeschickt wurde. Habe ich recht gehört, so haben die Würfel entschieden, wer von Ihnen mitgehen und wer zurückbleiben sollte. Franz' Wurf entschied für Mitgehen.“ Sie hielt inne und schauerte in sich zusammen. „Und Wardours Wurf,“ fuhr sie fort, „entschied für Zurückbleiben. Auf Ihre Ehre, als Offiziere und Ehrenmänner, ist dies die Wahrheit?“

„Auf meine Ehre,“ antwortete Crayford, „das ist die Wahrheit?“

Auch Steventon wiederholte die Worte.

Sie schaute sie an und überlegte sorgfältig ihre nächsten Worte, bevor sie weiter sprach:

„Sie beide traf das Loos zu bleiben, und Sie sind beide hier. Richard Wardour traf auch das Loos, zu bleiben, und er ist nicht hier. Wie kommt sein Name mit dem Franz' zusammen auf die Liste der Vermißten?“

Die Frage war gefährlich zu beantworten. Steventon überließ es Crayford. Wieder entgegnete dieser ausweichend.

„Daraus folgt nicht, meine Liebe, daß die beiden Männer zusammen vermißt werden, weil zufällig ihre Namen auf der Liste zusammen kamen.“

Clara zog den naheliegenden Schluß aus der doch nicht überlegten Antwort.

„Franz wird bei der ausgesandten Gesellschaft vermißt; versuche ich recht, daß man Wardour von den Hütten aus vermißt?“

Steventon wie Crayford zögerten. Frau Crayford warf ihnen

einen strafenden Blick zu und sagte, ohne einen Moment zu stocken die notwendige Lüge.

„Ja, Wardour ging von den Hütten aus verloren.“

So schnell sie auch gesprochen hatte, war es doch zu spät. Clara hatte das Zögern der beiden Herren bemerkt. Sie wandte sich an Steventon.

„Ich traue auf Ihre Ehre, habe ich recht oder unrecht, wenn ich glaube, daß sich Frau Crayford irrt?“

Sie hatte sich an den Richtigen der beiden gewandt. Steventon hatte kein Weib zur Seite, welches ihre Autorität über ihn geltend machte. Bei seiner Ehre gefaßt, gestand er die Wahrheit.

Clara sah Frau Crayford an.

„Hörst du?“ sagte sie, nachdem Steventon gesprochen, „du warst im Irrtum, nicht ich. Was du Zufall, ich Schicksal nenne, brachte Richard Wardour und Franz doch zuletzt noch als Mitglieder einer Expedition zusammen.“ Ohne eine Antwort abzuwarten richtete sie das Wort wieder an Steventon und überraschte ihn, indem sie aus eigenem Antriebe den peinlichen Gegenstand der Unterhaltung wechselte.

„Waren Sie im schottischen Hochgebirge?“

„Nein, ich war niemals im Hochlande.“

„Haben Sie niemals in Büchern über das Hochland von dem „Zweiten Gesicht“ gelesen?“

„O, ja.“

„Glauben Sie daran?“

Steventon umging es höflich, eine direkte Antwort darauf zu geben.

„Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn ich im Hochlande gewesen wäre. So aber habe ich nie Veranlassung gehabt, den Gegenstand einer ernstlichen Ueberlegung zu unterwerfen.“

„Ich will Ihren Glauben,“ fuhr Clara fort, „nicht auf die Probe stellen und verlange nichts weiter von Ihnen, als daß Sie mir glauben, daß ich vor noch nicht langer Zeit in England einen sonderbaren Traum hatte. Mein Traum zeigte mir, was Sie soeben erzählt haben und mehr noch als das. Wie kam es, daß die beiden Vermißten von ihren Gefährten getrennt wurden? Verlor man sie durch Zufall? Oder ließ man sie absichtlich hinter dem Zuge zurück?“

Crayford machte einen letzten vergeblichen Versuch, ihren Fragen Einhalt zu tun. Bis hierher aber, wo sie der Antworten hartete, beachtete sie keine Zwischenrede.

„Weder Steventon noch ich befanden uns bei der Gesellschaft,“ erwiderte Crayford, „wie können wir Ihnen Auskunft geben?“

„Ihre Kameraden, welche dabei gewesen sind, müssen Ihnen mitgeteilt haben, wie alles zugegangen ist,“ beharrte Clara. „Ich bitte Sie und Herrn Steventon nur, mir zu sagen, was diese Ihnen berichtet haben.“

Frau Crayford fuhr diesmal mit einem praktischen Einwand dazwischen:

„Das Frühstück ist noch nicht ausgepackt, komm Clara, das ist unser Geschäft, und die Zeit vergeht.“

„Das Frühstück kann noch eine Weile warten,“ antwortete die Gerufene. „Ertragen Sie meine Beharrlichkeit,“ fuhr sie, die Hand liebevoll auf Crayfords Schulter legend, fort. „Sagen Sie mir, wie es kam, daß die zwei von den übrigen getrennt wurden. Sie waren mir stets der treueste Freund, fangen Sie jetzt nicht an, grausam gegen mich zu sein.“

Der Ton, in welchem sie Crayford bat, rührte des Seemanns Herz. Er gab den hoffnungslosen Kampf auf und ließ sie einen Funken Wahrheit sehen.

„Am dritten Tage nach dem Ausmarsch,“ sagte er, „verließen Franz die Kräfte; er blieb vor Ermattung liegen.“

„Natürlich wartete der Rest auf ihn?“

„Es war ein ernstes Wagnis auf ihn zu warten, mein Kind. Ihr Leben und das derjenigen, welche in den Hütten zurückgelassen waren, standen auf dem Spiel. Franz aber war der allgemeine Liebling. Einen halben Tag lang warteten sie, daß er seine Kräfte wieder gewinnen sollte.“

Hier hielt er inne. Hier zeigte sich deutlich die Unklugheit, zu welcher ihn das Mitleid für Clara getrieben hatte, und schloß ihm die Lippen.

Es war zu spät, um die Zuflucht zum Schweigen zu nehmen. Clara war entschlossen, mehr zu hören.

Sie fragte Steventon weiter:

„Konnte Franz gehen nach dem halben Ruhetage?“

„Er versuchte es.“

„Und es mißlang ihm?“

„Ja.“

„Was taten die anderen, als sie sahen, daß es ihm unmöglich? Wurden sie zu Feiglingen? Verließen sie Franz?“

Sie hatte absichtlich eine Sprache gewählt, die Steventon dazu reizen sollte, ihr klar zu antworten. Er war ein junger Mann — er ging in die Schlinge, die sie ihm gelegt hatte.

„Keiner von ihnen war ein Feigling, Fräulein Burnham,“ entgegnete er feurig. „Sie reden grausam und ungerecht von den bravsten Burschen, die je gelebt haben. Der stärkste von allen gab das Beispiel — er blieb aus freien Stücken bei Franz, um ihn später der Gesellschaft noch zuzubringen.“

Hier machte Steventon seinerseits, betroffen, daß er zu viel gesagt, eine Pause. Würde sie fragen, wer der Opferfreudige war? Nein. Sie ging gleich zu der verhängnisvollsten Frage, die sie bisher getan, über, indem sie tat, als ob Steventon den Namen schon genannt hätte.

„Was machte Richard Wardour so bereitwillig, sein Leben Franz' wegen in die Schanze zu schlagen?“ wandte sie sich wieder an Crayford. „Tat er es aus Freundschaft für Franz? Das können Sie mir sicher sagen. Denken Sie zurück an die Zeit, in der Sie alle zusammen in den Hütten lebten. Waren Franz und Wardour damals Freunde? Hörten Sie niemals zornige Worte zwischen ihnen fallen?“

Jetzt glaubte Frau Crayford, es sei an der Zeit, ihrem Manne einen Wink zu geben.

„Mein liebes Kind!“ sagte sie, „wie kannst du von ihm verlangen, daß er sich dessen noch erinnert? Es wird oft genug Streit zwischen den Männern gegeben haben, welche so gänzlich auf einander angewiesen und sicherlich gegenseitig ihrer Gesellschaft oft überdrüssig waren.“

„Streit genug,“ wiederholte der Lieutenant, „stets aber schlossen wir bald wieder Frieden.“

„Siehst du, eine deutlichere Antwort kannst du nicht verlangen. Bist du nun zufrieden? Herr Steventon, bitte, helfen Sie mir, da Clara nicht will. Wilhelm! Stehe nicht so müßig da. Der Korb hier enthält viel. Wir müssen uns in die Arbeit teilen. Du deckst den Tisch. Fasse das Tischtuch nicht so ungeschickt an! Du nimmst es ja auseinander, als ob du ein Segel aufwickelst. Lege die Messer auf die rechte und die Gabeln auf die linke Seite, die Serviette und das Bröckchen in die Mitte. Clara, in der Luft mußt du auch Hunger bekommen. Komm, tue deine Pflicht und iß etwas.“

Sie sah auf, während sie sprach. Clara schien endlich der Verschönerung, die sie im Dunkeln halten wollte, den Willen zu lassen. Langsam war sie bis an die Türe des Voothauses gegangen und stand nun allein auf der Schwelle und schaute hinaus. Frau Crayford nahte sich ihr, um sie an den Früh-

stückstisch zu holen, und hörte dabei, daß sie leise mit sich selbst sprach. Sie wiederholte die Worte, welche Richard Wardour ihr beim Abschied auf dem Valle gesagt hatte.

„Die Zeit wird kommen, wo ich dir vergebe. Den Mann aber, der mir dich geraubt hat, soll der Tag gereuen, an dem er dich das erstemal sah. O Franz! Franz! lebt Richard noch, dein Blut auf dem Gewissen und mein Bild im Herzen?“

Ihre Lippen schlossen sich plötzlich. Sie fuhr erschrocken auf und trat heftig zitternd von der Türe zurück. Frau Crayford blickte auf das ruhige Meer hinaus.

„Erschreckte dich etwas, meine Liebe?“ fragte sie. „Ich sehe nichts — nur die Boote, die dem Ufer zufahren.“

„Ich sehe auch nichts, Lucie.“

„Und doch zitterst du, als ob du hier von der Tür aus etwas Entsetzliches gesehen hättest.“

„Es ist auch etwas Entsetzliches in der Nähe. Ich fühle es — obgleich ich es nicht sehe. Ich fühle es näher und näher herankommen in der leeren Luft, dunkler und dunkler in dem sonnigen Lichte. Ich weiß nicht, was es ist. Nimm mich mit fort. Nein. Nicht hinaus an den Strand. Ich kann an der Tür nicht vorübergehen. Wo anders hin! Wo anders hin!“

Frau Crayford wandte sich um und gewahrte eine zweite Tür an der innern Seite des Voothauses.

„Sieh zu, wohin jene Tür führt, Wilhelm,“ rief sie ihrem Manne zu.

Crayford öffnete die Tür. Sie führte nach einem verwüsteten, eingezäunten Raum, halb Garten, halb Hof. Einige Netze hingen da über Pfählen zum Trocknen ausgespannt. Weiter war nichts zu sehen, kein lebendes Wesen zeigte sich. „Das sieht nicht sehr einladend aus, meine Liebe,“ sagte Frau Crayford, „aber ich stehe dir zu Diensten. Willst du?“

Damit bot sie Clara den Arm. Diese lehnte aber ab und hing sich statt dessen fest an Crayfords Arm.

„Ich fürchte mich, fürchte mich entsetzlich!“ sagte sie schwach.

„Bleiben Sie bei mir, eine Frau ist kein Schutz; ich will bei Ihnen sein.“ Noch einmal schaute sie nach der Türe zurück. „Ach,“ flüsterte sie, „ich bin über und über eiskalt, ich vergehe hier vor Angst. Kommen Sie in den Hof! Kommen Sie!“

„Ueberlaß sie mir,“ sagte Crayford zu seiner Frau. „Ich rufe dich, wenn es ihr in der freien Luft nicht besser wird.“ Er führte sie hinaus und schloß die Hofthüre hinter sich.

„Herr Steventon! verstehen Sie das?“ fragte Frau Crayford, als sie sich allein sahen. „Was kann sie nur so sehr erschreckt haben?“

Sie stellte die Frage, während sie noch immer unverwandt nach der Türe blickte, hinter welcher ihr Mann mit Clara so eben verschwunden war. Da keine Antwort erfolgte, schaute sie sich nach Steventon um. Er stand am entgegengesetzten Ende des Tisches, das Auge durch die Hauptthür des Voothauses hinaus ins Freie gerichtet. Frau Crayford folgte seinem Blick. Da plötzlich entdeckte sie auf dem weichen, gelben Sand vor der Türe den langgestreckten Schatten einer menschlichen Gestalt. Noch einen Augenblick — und die Gestalt selbst erschien. Ein Mann zeigte sich langsam und blieb auf der Schwelle stehen.

(Schluß folgt.)

## Altgermanische Weihnachten.

Von Manfred Wittich.

Eingebracht sind in die Scheuern die Früchte des Feldes, eingetrieben in sichere Stallungen die Heerden der Ruz und Nahrung schaffenden Haustiere, die Zeit der Ruhe und Freiheit von Feldarbeit beginnt; das bäuerliche Jahr hat sein Ende erreicht, nachdem auch die Winterausaat besorgt ward. Aber auch das himmlische Jahr neben dem irdischen neigt sich seinem

Ende zu: das Sonnenrad (hiol, jul) ist an einem bedeutsamen Punkte seines Umlaufs angelangt, im Punkte der winterlichen Sonnenwende. Das altgermanische Jahr hat vier solcher wichtiger Zeitpunkte: die sommerliche und die winterliche Sonnenwende, die Frühlings- und die Herbst-Tag und Nachtgleiche, Zeitpunkte, bedeutsam für den Landbau, bedeutsam für das

politische und religiöse Leben. Mitwinter, Winter Sonnenwende oder Julfest heißt unter diesen „Hochgeziten“ d. i. hohen, heiligen Zeiten die hochheiligste und fällt auf Martini oder auf den 14.—16. Dezember, später auf die Tage vom 24. Dezember bis 6. Januar.

Ruhe von schwerer Arbeit, Ruhe auch vom rauhen Waffenhandwerk, Götterfriede, Dank- und Bittopfer, Festschmaus und Trinkgelag, gegenseitiges Begeben und Beschenken, Abhalten von „ungebotenen“ d. i. nicht besonders angesagtem Ting- oder Gerichtstag kennzeichnen bald alle vier, bald wenigstens drei jener großen Zeiten.

Das Fest leitet ein längeres Fasten ein. Zu des Gottes heiliger Quelle und zu seinem heiligen Baum, einer Buche oder Linde oder dem Hagedorn, wenn es, wie am Julfest, namentlich Wodan (und dem Sommengott Freyr) gilt, wandeln dann in festlichem Zuge und bestem Schmuck die Gauengenossen. Priester führen weiße Rösse, welche auf Wagen die Symbole oder Zeichen des Gottes ziehen: Odins oder Wodans Speer, Zios Schwert, Donars Hammer. Schon zur Zeit des Tacitus, der zwar erzählt, daß die Germanen ihre Götter nicht in Tempel einschließen, aber selbst einen solchen erwähnt, waren jene heiligen Stätten zunächst von einem Hagedorngehege umfriedet, ja mit Holzhöhlen, dann mit runden Steinbauten umschlossen, in dessen Mitte der heilige Herd mit dem immer brennenden Feuer sich befand und die rohgeschlitzten Bilder eines oder mehrerer Gottheiten. Dasselbst befand sich auch der heilige Kessel, in dem das Blut der Opfertiere aufgefangen wurde. Diese waren: Pferd, Rind, Schafe, Böcke und Ziegen, Eber, Eichhörnchen, Hähne und Hühner, in ältester Zeit auch Menschen, Sklaven oder Kriegsgefangene und solche Freie, die ihr Leben verwirkt hatten. Blumengeschmückt und, falls es Hornträger waren, mit vergoldeten Hörnern, wurden die Opfer feierlichst umgeführt unter Gesang und Tanz der Teilnehmer. Mit heiligem Wedel aufgefangenes Blut wurde über alle Anwesenden gesprengt; Herz, Leber, Lunge gehörten dem Gotte, das Fleisch ward durch die Priester unter das Volk gebracht. Oft schloß sich an dieses eigentliche Heiligtum ein geräumiges Langhaus zur Abhaltung der Opferfeste. Längs der Wände befanden sich Sitze, in der Mitte je ein Hochsitz für besonders Vornehme, in der Mitte des Langhauses eine Reihe von Opferfeuern mit den Kesseln, in denen das Fleisch gesotten wurde. Ueber die Kessel und Feuer hinweg tranken sich die Gegenübersitzenden Wodans Minne zu aus Bechern und Trinkhörnern. Die Kosten dieser politisch-religiösen Opferfeier mögen oft, wie in Schweden, durch eine Gausteuer aufgebracht worden sein.

Priester im Hause des einzelnen war das Familienhaupt, Opfer allda kleine Tiere, meist aber unblutige, als Getreide, Früchte, Blumen, Milch, Käse, Honig, Met. Der ganze Gau hatte seine Staatspriester, wohl vom Volke gewählte, nicht eine besondere Kaste bildende Beamte, neben denen es auch Priesterinnen gab. Ihre Tätigkeiten waren Vollzug des Opfers, der Sühnung, feierliches Gebetsprechen und Weissagung aus Stimme und Flug der heiligen Vögel Adler, Rabe, Dohle, Krähe, Gule, Elster, Kuckuk, Specht, Huhn, Gans, Schwalbe u. a.; auch aus dem Wiehern und Schnauben der Rösse, sowie aus den Losstäben mit eingeritzten Runen, wobei kräftige Sprüche und Lieder gesprochen wurden.

Festliche Ruhe herrscht auch im Hause der einzelnen, gegenseitige Geschenke gaben dem Feste eine weitere Weihe. Blankes Gewissen blitzt von den Wänden der mit Tannen- und Fichtenreis geschmückten Halle, den Boden bedecken ebenfalls Nadelholzweige, mächtige Riensackeln spenden Licht den Wänden, die auf allen Wegen zu Fuß und zu Schiff bei solchen vornehmen Stammengenossen zusammengelassen sind, die Gut oder Geld genug haben, um durch Spendung eines mehrtägigen Bier- oder Metgelages für Freunde und Gemeindegengenossen sich hohe Ehre zu erwerben. Im ganzen Hause, d. h. in allen Wohn- und Wirtschaftsräumen, meist einschiffigen Blockhäusern, mußte alles rein und in Ordnung und jede Arbeit fertig sein. Hielten die Himmlichen selbst, Wodan und seine Gemahlin Freia, auch

Berchta, Frida oder Iguta, Gode, Frau Holle genannt, Umschau und prüften Wohnungen und Gehöfte, Küche und Stallung, Fleiß und Ordnung lohnend, Unfleiß und Unordnung strafend. Noch lebt im Volksbrauch Wodan mit seinem fahlen Rösse Sleipnir in dem Schimmelreiter gewisser deutscher Landschaften. Da bindet ein Bursch ein Sieb mit langer Stange vor, an der ein Pferdekopf befestigt ist, das ganze wird mit weißen Tüchern behängt. Anderwärts bilden mehrere Bursche das weiße Ross, Begleiter sind oft ein Bär, oder der in Haferstroh ringseingebundene Haserbräutigam, oder die Feien, Bursche mit unheimlich geschwärzten Gesichtern und Frauengewändern; in Schlesien eine Menge Knechte, die mit ihren Peitschen gewaltig knallen und Ruchen einsammeln, daher denn ihre Tätigkeit und die ganze Mummerei auch Ruchenplazen heißt, welche hier zur Ernte oder um Martini stattfindet. St. Martin der Christlichen Sage, an Mantel und Schimmel kenntlich, eignete sich gut als Stellvertreter und Erbe Wodans in Glaube, Sitte und Brauch; die Feuerbrände zu Martins Ehre am Rhein und in Flanland weisen den wunderbaren Heiligen genügend als Licht- und Jahresgott aus, zu dessen Ehren brennende Holz- und Strohräder von den Anhöhen in die Tiefen gerollt oder hoch in die nächtliche Luft emporgewirbelt werden. Noch heute flammen Feuerbrände auf zu Weihnachten (zu den wihen nechten = zu den (zwölf) geweihten, heiligen Nächten, auch Zwölften, Rau-nächte, Loszage genannt) in Schweden und Norwegen. In England wird ein behaglich wärmendes, hellleuchtendes Kaminfeuer unterhalten in der Stube, die mit Immergrün, und Mistel- oder Stechpalmenzweigen geschmückt ist. Der Julblock, ein gewaltiger Wurzelstock eines Baumes, ist von altersher die Hauptspeise des Feuers, welches mit einem wohlverwahrten Nest des vorjährigen Julblockes entzündet werden muß. Zu Shakespeares Zeit lag dieser heilige Block vorher inmitten der Halle, und alle Hausgenossen nahmen nacheinander einmal darauf Platz, um ein Jullied zu singen und auf fröhlich Weihnachten und glückliches Neujahr zu trinken. In Norwegen wurden in alter Zeit drei Becher geleert, der erste für Odin um Sieg und Macht, der zweite für Niors und Freyr um Feldsegen und Frieden, beim dritten zu Brajas Ehren gelobte man Schenkungen oder kühne Heldentaten.

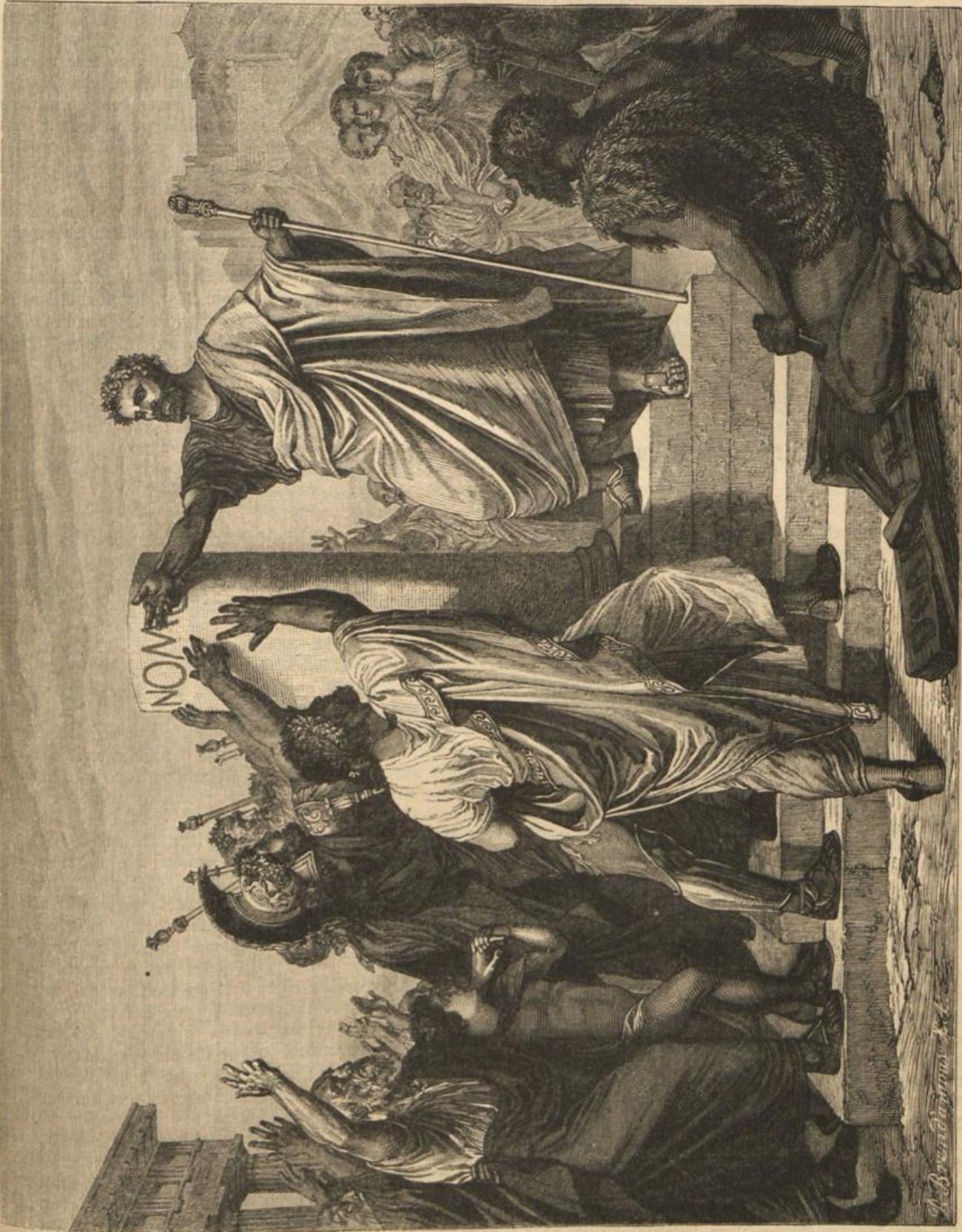
In York, Northumberland und anderwärts in England werden zu Weihnachten noch Schwert- und Riesentänze aufgeführt, der vornehmste der Riesen heißt noch heute Wodan; auch Wodans Gattin fehlt nicht dabei. Vielleicht handelte es sich ursprünglich um die Befreiung Friggs aus der Gewalt der Winter- oder Frostriesen, d. h. um die Ueberwindung des Winterfrosts durch Sonnenlicht und Wärme und Neubelebung der schier erstorbenen Mutter Erde.

Anderwärts heißt dieser religiöse Tanz das Berchtelspringen, ist also ein heiliger Tanz zu Ehren der Berchta, wobei die Tänzer mit Schellen behangen waren, die bei jedem Tritt erklangen. Auch andere Wesen der Vorzeit tauchen in Weihnachtsbräuchen auf; drei weiße Fräulein in Schwaben sind vielleicht die heidnischen Nornen oder Schicksalsgöttinnen; ebenso kommen die den Göttern geheiligten Tiere zum Vorschein, so in Schwaben ein weißes Schwein, eine weiße Gans u. a.

An die Fest- und Opfermahle altheidnischer Zeit erinnern noch heute gewisse stehende Gerichte am heiligen Abend, am Sylvester und Neujahr, die nicht versehen werden dürfen, wenn nicht bestimmte Strafen eintreten sollen. Wer am Sylvester nicht Haringssalat gegessen hat, dem schneidet nach turingischem Aberglaube Berchta den Leib auf, füllt ihn mit Häckerling und näht ihn mit Eisenketten und Pflugzhar wieder zu. Dieselbe Strafe droht dem Voigtländer, wenn er nicht Polze ist, einen altwäterlich überlieferten Mehlbrei. Heringssalat am Sylvester verpeißt man im Wittenbergischen, daß dem Gläubigen nie das Geld ausgeht. Derselbe Segen lohnt in Schwaben alle die, welche zu Neujahr gelbe Rüben essen. In Steiermark ist das Weihgericht Karpfen und Mohnstrudel, in der Lausitz, ebenso wie in Schlesien, der „polnisch“ zubereitete, d. h. in Pfefferkuchensaus gekochte Karpfen und Mohnlöse.

Lange, zumteil bis in die neueste Zeit, gab man bestimmten Gebäcken die Form der uralten Opfer, also Menschen- oder Tiergestalt. Sollte das Gebäck in Menschengestalt etwa sogar auf eine uralte Menschenfresserei bei Germanen hinweisen? Angenommen wird dies von einigen Gelehrten.

Zu den Wundern dieser heiligen Zeit, da die Götterwelt aufbricht und hereinleuchtet in das Erden-dasein der Menschen gehört auch die Fähigkeit der Tiere zu reden, ein Glaube, den Germanen und Romanen mit gewissen Indianerstämmen teilen. Auch ist um diese Zeit gut Schatz heben und Schatz graben;



Solon läßt Archonten und Senat von Athen die neuen Gesetze beschwören. Von Prof. Gustav Graf.

Wetterprophezeiungen ergaben sich aus genauer Beobachtung gewisser Zeichen in den Zwölften.

Fassen wir nun die ganze Bedeutung des heidnischen Weichnachtsfestes der alten Deutschen zusammen, so ist es zunächst ein Fest des Himmelsgottes, des Führers des Sonnengestirns in einem bedeutungsvollen Punkte seines Jahreslaufes. Zweitens

ist das Fest von bäuerlicher Bedeutung für den Pfleger des Grund und Bodens und Heger der Nahrung und Ruzen spendenden Haustierherden. Die Winterfaat ist der Erde anvertraut, die Herden kehren von der Trift heim in die Ställe: ein Abschnitt der Ruhe zugleich und ein Ausschauplatz künftiger Hoffnungen für das neubeginnende Jahr, dem neuen

Jahresumlauf des Sonnenrades (hiol, jul = Rad, Some), deshalb auch der Götterfriede des Festes. Aber Friede kann nicht ohne Recht bestehen, wie denn Recht und Friede in älterer Sprache engverwachsene Begriffe sind. Daher die Uebung der Gerechtigkeit: Lohn dem Guten und nützlich Tätigen, Bestrafung dem Bösen und Frieden und Recht Gefährdenden, dem Trägen und Faulen, geübt, dem heidnischen Glauben nach, von den höchsten Göttern der Kultur und menschlicher Bildung selbst. Das sind wahrlich eine Reihe von Ideen, von denen uns eine jede einzelne schon betrachtet gehaltreich genug erscheinen will, um auch dem heidnischen Brauch unserer Voreltern Anerkennung und Achtung zu erzwingen.

Diesem einheimischen reichen Gedankeninhalt gegenüber regte sich's bald nach Grimms fröhlichem Vorgang im Aufsuchen solch alteigner Väterhabe, und es schloß sich der Nachweis an, wieviel das Christentum bereits vorfindet für sein Weihnachtsfest und in seinem oder in seiner Priester und mächtigen Freunde Nutzen verwendet hat.

Es genügt, statt vieler Tatsachen nur die Weisung des Papstes Gregor des Großen anzuführen, der da ermahnt: „man muß die Feste der Heiden allmählich in christliche verwandeln und in manchen Stücken nachahmen.“ Wie in Deutschland

Wodan zum wilden Jäger, in England zum Volksheligen Robin Hood ward, so ward er in christlichen Händen zum heiligen Nicolaus oder Martin oder sonst welchem andern Heiligen; Perchta ward die Jungfrau Maria.

Nachdem wir nun bald zwei Jahrtausende alles das in christlichem Aufspuz erlebt und erfahren haben, ist der Untand erklärlich, mit welchem neulich diese alten Dinge zu Gunsten des Christentums herabgedrückt worden sind, nicht ohne scheele Blicke auf Grimm und seine verdienten Mit- und Nacharbeiter. Wir leugnen nicht, daß zuweilen eine Vertiefung, eine glänzendere Ausschmückung des alten Gutes durch das Christentum stattfand, ja, wir gestehen sie bereitwillig zu: aber wir sind, historisch urteilend, nicht imstande, jener grausam unterdrückten Mythologie durch eine neue ebenso oder noch mehr mythische ihr höheres Alter und ihren eigenen Wert abzusprechen.

Da unser Zulust Grenzscheide eines scheidenden und eines neuen Jahres ist, wünschen wir unseren freundlichen Lesern zum Feste der Ruhe fröhliche Raft von schweren Kämpfen des verfloffenen Jahres, hoffnungsfreudigen Ausblick auf das kommende; freundlichen und freudigen Festgenuß, Mut, Kraft und Sieg im Kampf für Friede und Recht und Freiheit, welche von den ersten beiden nach deutschen Begriffen untrennbar ist! Fröhliches Zulust!

## Die Tierwelt in den Buhnen der ostfriesischen Inseln.

Von W. S e h.

Wir stehen am Strande der kleinen Nordseeinsel Spiekeroog und ergötzen uns an dem herrlichen Schauspiel, das sich uns darbietet. Soeben beginnt die heftig tobende Gewalt des stark erregten Meeres allmählich nachzulassen. Die Flut, welche bis dahin das Meer mit furchtbarer Kraft gegen den kahlen Strand der Insel schleuderte, hat schon vor einiger Zeit ihren Höhepunkt erreicht und beginnt nun sich langsam wieder zurückzuziehen. Aber noch können wir wegen der Höhe des Wassers unseren Zweck, die Buhnen zu besichtigen, nicht erreichen. Die Buhnen bestehen aus einer Reihe eingerammter Pfähle, zwischen welchen ungeheuere, durch eiserne Anker verbundene Quadersteine liegen. Diese Bauten ragen ungefähr 20 bis 30 Meter in das Meer hinein. Sie werden gewöhnlich auf der Westseite der Inseln errichtet und haben den Zweck, die Gewalt der Wellen, bevor dieselben die Insel erreichen, zu brechen, und somit die Macht des mächtigen Elementes bedeutend zu verringern. Wie nötig aber solche mächtigen Bauten sind, um die Küste gegen den Andrang des Meeres zu schützen, können wir aus der Geschichte der Nordseeinseln erkennen.

Die Insel Wangeroog, welche noch vor 50 Jahren ein mächtiges Eiland bildete, besteht jetzt auf der westlichen Seite nur noch aus einem schmalen Damme, der vom Meere sehr häufig überspült wird und so die an sich schon kleine Insel in zwei noch bedeutend kleinere Teile zerlegt. Auch bei Vortum sehen wir dasselbe, nur daß die Insel ein wenig größer als die vorhergehende ist, denn auch diese Insel ist durch eine Sturmflut auseinandergerissen, und nur bei Ebbe ist es möglich, von der einen Seite auf die andere zu gelangen.

Für den Zoologen haben diese Buhnen aber noch ein anderes Interesse. Nämlich in den kleinen Spalten und Lücken, welche sich zwischen den Steinen befinden, werden vom Meere, wenn es einigermaßen erregt ist wie heute, sehr viele Tiere zurückgelassen. Da diese Tierchen aber tief in die Ritzen hinunterkriechen, um sich vor den Blicken ihrer Feinde zu verbergen, so müssen wir uns so lange gedulden, bis diese vollkommen bloßgelegt sind, was aber nur bei tiefer Ebbe geschieht.

Nach Verlauf einiger Stunden sehen wir den größten Teil der Buhnen schon vom Wasser frei, aber noch schlagen von Zeit zu Zeit einige Wellen mit weißem Schaum über sie hinüber, und erst nachdem wir nun noch ein wenig gewartet haben,

können wir es wagen, dieselben zu betreten ohne von dem Meere, welches noch an beiden Seiten der Buhnen tobt, bespritzt zu werden.

Gleich anfangs fällt uns eine sehr große Menge Muscheln von schwärzlich-blauer Farbe auf, welche an den Buhnen festgewachsen sind. Wir reißen uns eine davon ab und finden, daß es die Weißmuschel (*Mytilus edulis*) ist. Wir sehen auf der Oberfläche der Schalen mehrere Streifen, welche uns das Wachstum des Tieres anzeigen. Um das Tier selbst zu betrachten, müssen wir die beiden Schalen öffnen. Doch dieses ist mit mehr Schwierigkeiten verbunden, als man bei einem so kleinen Tiere vermuten sollte, und erst mit Hilfe eines Messers gelingt es uns, die fest zusammen geklemmten Schalen zu trennen. Inwendig ist die Schale glänzend silberweiß gefärbt und hat beinahe das Aussehen von Perlmutter. Das Tier selbst besteht aus einer weißen schleimigen Masse. An derselben finden wir einen schmalen fleischigen Fuß, welchen wir allerdings erst nach genauer Betrachtung finden können, da er nur klein ist. In der geschlossenen Muschel liegt er völlig verborgen. Dieser Fuß, welchen fast sämtliche Muscheltiere haben, wird von der Weißmuschel nicht zum Springen und Bohren, sondern vielmehr zum Spinnen benutzt. Es findet sich an seinem oberen Teile eine Drüse, welche einen klebrigen Saft enthält, und mit Hilfe dieses gelingt es ihr, indem sich der Spinnfaden zu einem Faden erhärtet, sich an dem Gestein festzusetzen. Sie ernährt sich von kleinen Meertieren, welche ihr die Flut in die geöffneten Schalen wirft. Hauptächlich wird diese Muschel als Köder an Angelhasen gebraucht, wird aber in manchen Gegenden auch gegessen. Auch sind diese Tiere den Buhnen sehr nützlich, indem sie die in den Boden eingerammten Pfähle vollkommen überziehen und dadurch vor dem Angriffe des Bohrerwurms schützen.

Doch wir gehen weiter. Schon nach wenigen Schritten fällt uns ein Tier auf, welches die Gestalt eines Sternes hat. Es ist der Seestern (*Asteracanthion rubens*). Er gehört zur Klasse der Stachelhäuter und hat einen zähen, lederartigen Körper. In der Mitte seiner fünf Strahlen befindet sich eine kreisförmige Öffnung, welche den Mund des Tieres bildet. Von dieser Öffnung nun läuft nach jedem Strahle eine Rinne, in welcher sich eine Menge Saugfüße befinden. Diese werden durch das Wasser angeschwellt und dienen nicht nur dazu, das Tier fortzutragen, sondern auch die Nahrung zu ergreifen. Auch sehen

wir an der Spitze eines jeden Strahles ein Auge in Gestalt eines roten Punktes. Dieser Stern ist einer der größten Feinde des Fischers, indem er die Austerbänke durch seine Gefräßigkeit verwüftet. Doch wie ist es möglich, werden wir uns mit Recht fragen, daß ein solches schwaches Tier im Stande ist, die Schalen der Auster zu öffnen? Dieses erklärt sich nun auf folgende Weise: Der Seestern besitzt einen giftigen Saft, welchen er an der Spalte der Austerschale absetzt. Dieses Gift dringt in das Innere der Auster ein, betäubt das Tier, so daß dieses nun nicht mehr im Stande ist, die Schalen zu verschließen, und auf diese Weise ist es dem Seestern möglich, eine so große Muschel zu überwältigen.

Auch ihre große Reproduktionskraft verdient wohl noch bemerkt zu werden. Verschneidet man einen Seestern z. B. in fünf Teile, so stirbt er nicht, sondern ein jeder Teil wächst wieder zu einem ganzen Tiere aus. Der Fischer, welcher also sich auf diese Art an seinen Feinden rächen wollte, würde nicht nur keine Verminderung, sondern eine bedeutende Vermehrung derselben herbeiführen.

Auch eine Anzahl der gemeinen Strandkrabben (*Platycarcinas malnas*) sehen wir hier, welche, sobald sie sich bemerkt glauben, sich mit ungeheurer Geschäftigkeit in ihre Verstecke zurückziehen und sich so unseren Augen entziehen. Diese Krabbe entwickelt große Schlaueit auf der Jagd nach Beute. So finden wir im „Ausland“ folgende Schilderung aus der bekannten englischen Zeitung „Chambers Journal“:

„Bei einem Ausfluge an die Küste beobachteten wir das Treiben einiger Sandhüpfer, die bekanntlich auch zur Klasse der Krebse gehören, da gewahrten wir eine grüne Krabbe, welche langsam auf dem Sande herankam und sich sorgfältig umzuschauen schien. Ein großes Weichtier ward ab- und zugespült, und auf dieses stürzte die Krabbe los. Ihre Klauen, die sie beim Gehen nur als Krücken zu gebrauchen schien, dienten nun zu einem anderen Zwecke: Stückchen um Stückchen wurde mit denselben aus dem Weichtiere herausgenommen und mit einer handartigen Bewegung zum Mause geführt. Nachdem die Krabbe einige Maul voll genommen, schien das Weichtier ihr keine hinlänglich solide Nahrung mehr zu sein und sie bewegte sich langsam dem trockenen Sande zu. Längs den feuchten Stellen hintretend, suchte ein schöner Sandhüpfer seinen Weg nach einigen Büscheln Seegrass einzuschlagen; er bewegte sich langsam, ohne Ahnung, daß ein Feind auf ihn laure, und fing bald an, auf dem Gras seine Mahlzeit zu halten.

Die Bewegungen der Krabbe waren jetzt wunderschön; sie beobachtete den Sandhüpfer und näherte sich ihm langsam. Ein Klumpen Seegrass lag zwischen ihnen und von diesem machte die Krabbe mit der Geschicklichkeit eines vollendeten Jägers Gebrauch als Deckung. Ungefähr acht Zoll Raum trennte sie noch von ihrer Beute, und die Abkürzung des Zwischenraumes war ihr Zweck. Allein der Sandhüpfer war auf seiner Hut und schien früherer Erfahrung zufolge es für möglich zu halten, daß ein Feind in der Nähe sei. Bald darauf verließ die Krabbe ihren Schlupfwinkel, duckte sich und kroch kunstgerecht auf die Beute los; als sie ungefähr noch vier Zoll von der Beute entfernt war, hörte der Sandhüpfer zu fressen auf und wandte sich gegen die Krabbe. Einen Moment hatten wir auf einen anderen uns störenden Gegenstand die Augen gewendet; als wir sie wieder auf die Kämpfenden richteten, war die Krabbe verschwunden. Was aus ihr geworden, ließ sich unmöglich sagen. Der Sand war ringsum glatt und ohne alle Bedeckung als einiges winziges Seegrass. Bei genauerer Besichtigung sahen wir einen Klumpen Seegrass nahe bei dem Sandhüpfer, und dieser Klumpen erhob sich langsam wie durch einen unterirdischen Vorgang, und die Krabbe tauchte aus dem Sande hervor, in welchen sie sich eingegraben hatte, um sich der Beobachtung des Sandhüpfers zu entziehen. Nachdem sie sich vom Sande befreit, ging sie verstohlen einen oder zwei Schritte vorwärts und stürzte dann plötzlich, wie die Katze auf die Maus, auf den ruhig beschäftigten Sandhüpfer. Die wundervoll handartigen Klauen wurden nun unter den Leib gestoßen, der Sand-

hüpfer gepackt und entzwei gerissen und mit den Klauen ins Maul gesteckt.“

Wir fahren in unsern eigenen Beobachtungen fort. Vor uns liegt ein schönes Muschelhaus, welches vermutlich leer ist. Wir nehmen es auf, um es unserer Sammlung einzureihen. Doch indem wir es berühren, bemerken wir eine Bewegung in dem Häuschen, und ehe wir es verhindern können, hat uns eine kleine Scheere empfindlich in den Finger gekniffen, so daß wir die Muschel erschreckt fallen lassen. Aber kaum hat dieselbe die Erde berührt, als sie sich auch schon fortbewegt, und wir sehen nun, daß ein kleiner Krebs die Ursache unseres Schreckens gewesen ist. Es ist der Bernhardskreb (Pagurus Bernhardus), auch wohl Einsiedler genannt, weil in einem Hause immer nur ein Exemplar sitzt. Von den anderen Krebsen unterscheidet er sich hauptsächlich durch seinen Hinterleib. Dieser ist nämlich nicht wie bei anderen Krebsen durch einen Panzer geschützt, sondern er ist vollkommen weich und häutig. Um nun seinen Hinterleib, welcher sehr leicht verletzlich ist, vor seinen Feinden zu schützen, sucht er sich ein leeres Muschelhaus, in welches er sich so weit hineinsteckt, daß nur Kopf und Scheeren zu sehen sind, und zwar hält er sich mit seinen letzten beiden Füßchen so fest, daß man ihn eher auseinanderreißen als herausziehen kann. Bei der Betrachtung des schon völlig ermatteten Tieres läßt daselbe plötzlich los, und so fällt die Muschel, in welcher der Krebs bislang gesteckt hat, zur Erde und rollt ins Meer. Wir setzen nun das arme Tierchen in ein Glas mit Seewasser, um ihm ein anderes Haus zu suchen. Hierbei finden wir noch ein zweites Exemplar dieser Art, welches wir zu dem ersten in das Gefäß tun. Doch man denke sich unser Erstaunen, als wir nach einiger Zeit zurückkehren, bei dem Anblick, welcher sich uns in dem Glase darbietet. Die beiden kleinen Krebse waren nämlich eifrig in einen Kampf verwickelt, in welchem es sich, wie wir nachher bemerkten, um den Besitz des Häuschens handelte.

Beim Weitergehen werden unsere Blicke auf einen Seestern gelenkt, welcher alle bisherigen an Größe bedeutend übertrifft. Wir beschließen, dieses prächtige Exemplar mit nachhause zu nehmen. Doch kaum haben wir uns gebückt, um unsere Absicht auszuführen, als sich die Unterlage des Tieres, nach unserer Meinung ein rot-brauner Stein, erhob und ein paar drohend gehaltene Scheeren uns zum Rückzuge nötigen. Wir bemerken jetzt, daß wir es nicht mit einem großen Steine, sondern mit einem ziemlich großen Krebse zu tun haben. Es ist der Taschenkreb (Cancer pagurus), welcher seines Wohlgeschmacks wegen von den Insulanern und Badegästen sehr geschätzt wird. Schnell erwacht in uns der Wunsch auch, dieses Tier zu besitzen. Doch vergeblich, denn kaum haben wir uns zu einem zweiten Angriff bereit gemacht, als wir ein Geräusch vernehmen und den Krebs verschwinden sehen; statt seiner haben wir eine trübe, undurchsichtige Lache vor uns. Enttäuscht über den Verlust dieses schönen Exemplares gehen wir vorwärts, um ein anderes zu erspähen. Endlich ist uns dies gelungen. Der Krebs, welcher an einem sehr versteckten Platze sitzt, ist noch größer als der erstere. Um ihn aus seiner Höhle heraus zu bekommen, benutzen wir einen langen Stock, mit Hilfe dessen es uns denn auch gelingt, ihn aus seiner trägen Ruhe aufzurütteln. Aber in der Besorgnis, daß er uns wieder wie der vorige ent schlüpfen könnte, fassen wir mit der Hand zu und nach einem hartnäckigen Kampfe mit dem Tiere gelingt es uns mit vieler Mühe, ihn aus seinem engen Loch emporzuziehen. Der Krebs ist auf dem Rückenschilde bräunlich gefärbt. Die Stirn ragt wenig über die Augen hervor und trägt drei stumpfe Kerbzähne, während der vordere Seitenrand neun besitzt. Das Rückenschild ist ungefähr anderthalbmal so breit wie lang. Seine Länge beträgt durchschnittlich 10—12 Centimeter, jedoch kommen Exemplare vor, welche über 15 Centimeter lang sind. Seine Scheeren allein haben eine Länge von 3—7 Zoll. Er hat in denselben eine solche Kraft, daß er einen Finger, wenn auch nicht gerade abkneifen, so doch vollständig zerquetschen kann. Dieses gilt aber nur von den größeren Exemplaren, da die kleineren natür-

lich viel weniger Macht in ihren Scheeren haben. Seine Nahrung besteht aus Fleischsubstanzen, welche er aber wahrscheinlich mehr durch seinen Geruchssinn als vermittelt seiner Augen findet. Nachdem wir ihn genugsam betrachtet haben, binden wir ihn mit einer seiner Scheeren an einen Bindfaden und suchen nun noch mehrere in die Gewalt zu bekommen. Nach kurzer Zeit schon haben wir das Vergnügen, eine ziemliche Anzahl erbeutet zu haben, und wir sind eben im Begriff, noch ein Exemplar zu erhaschen, als plötzlich eine herrliche Erscheinung, von der wir aber nicht einmal wußten, ob wir es mit einer Pflanze oder mit einem Tiere zu tun hatten, unsere Schritte hemmte. In einer kleinen Spalte, in welche noch von Zeit zu Zeit etwas Wasser fließt, sehen wir nämlich eine ziemlich kleine, dünne, aber lang aufgeschossene weiße Gestalt, welche oben in einen Büschel von Strahlen endet. Kaum aber haben wir das Tier, denn ein solches ist es, berührt, als die Büschel verschwinden und wir nun einen häßlichen, weißen und schleimigen Klumpen vor uns haben. Wir reißen das Tier, welches sich jedoch mit seiner ganzen Kraft an den Steinen festhält, endlich los und finden nun, daß dasselbe zu der Gattung der Seeanemonen gehört. Das Tier hat, wie schon oben gesagt wurde, eine lange, ziemlich dünne Gestalt. Mit seiner breiten unteren Fläche setzt es sich an Muscheln oder Steine fest. Ganz am oberen Teile sehen wir einen schmalen Ring und ein wenig über demselben erhebt sich die Mundscheibe. In der Mitte derselben findet sich die Mundöffnung des Tieres und an den Seiten ist sie in fünf Lappen geteilt. Auf diesen stehen die Saugfüße, welche aber nicht wie beim Seestern zur Bewegung dienen, sondern vielmehr zur Ergreifung der Nahrung. Es befinden sich nämlich an der Spitze der einzelnen Saugfäden tausende kleiner Kapseln, in welchen eine kleine Spiralfeder aufgerollt ist. Wird nun irgend ein Saugfaden durch ein kleines Tier berührt, so werden die Kapseln durch die Muskelkraft der Anemonen geöffnet, und die Fäden legen sich um das Tier und vergiften es durch ein klebriges Gift, welches an den Fäden haftet. Hat sie das Tier auf diese Weise unfähig gemacht, zu entfliehen, so zieht sie dasselbe an sich und schiebt das ganze Tier in die Mundöffnung. Dieses Exemplar, welches wir soeben gefunden haben, ist eines der schönsten seiner Art und zwar

eine Seeanelke. Der Name Nessel ist sehr treffend für diese Art, da es, wenn es seine Fühler ausgestreckt hat, dieser sehr ähnlich ist. Eine andere Eigentümlichkeit einer Art dieser Gattung ist, daß sie sich häufig im Meere nur auf dem Hause eines Einsiedlerkrebse befindet. Den Vorteil, welcher für die Anemone hierin liegt, können wir wohl erklären. Sie ist nämlich nicht imstande, sich im freien Meere fortzubewegen und so wird ihr nun durch das Umherwandern des Krebses ein Mittel geboten, ihren Platz zu verändern und infolge dessen ihre Nahrung besser zu finden, als wenn sie an einem Ort festgebannt wäre. Welchen Nutzen aber der Krebs hiervon hat, ist bis jetzt noch nicht bekannt.

Nachdem wir auch von diesen Tieren einige unserem improvisierten Aquarium eingereicht haben, hat sich das Meer so weit zurückgezogen, daß wir ruhig bis an das äußerste Ende der Bühne gelangen können. Doch kaum sind wir hier, als wir auch schon eine runderliche, schirmartige Gallertmasse mit weißlicher, etwas bläulicher Farbe sehen, welche in der Mitte und am Rande mit kurzen schleimigen Fäden bedeckt ist. Schnell benutzen wir unsern Stock, um das Tier in unsern Bereich zu bringen. Als wir es ziemlich nahe herangetrieben haben, fassen wir mit der Hand zu, um es ganz an das Land zu holen. Doch plötzlich lassen wir dasselbe wieder zur Erde fallen, denn ein Schmerz, ähnlich dem von Brennesseln, durchzuckt unsere Glieder. Wir sind nun vorsichtiger und finden, daß es eine Qualle und augenscheinlich eine brennende oder nesselnde ist. Es sind natürlich nicht alle Quallen imstande, uns durch ihre Nesseln zu belästigen, sondern nur ein Teil derselben hat diese Eigenschaft. Diese Tiere haben nämlich, wie die Anemonen, eine große Anzahl kleiner starrer Kapseln, welche allerdings so klein sind, daß man sie mit dem bloßen Auge nicht erkennen kann, sondern sich dazu einer Lupe bedienen muß. In diesen Kapseln befinden sich ebenfalls Spiralfedern. Dadurch nun, daß ein fester Gegenstand dieselben berührt, springen die Kapseln auf und die Feder schnellst empor.

Für diesmal wollen wir unseren Spaziergang hiermit beendigen. Wer aber von unseren freundlichen Lesern im nächsten Sommer eine unserer herrlichen Nordseeinseln aufsucht, der möge nie veräumen, die Bühnen zu durchsuchen. Er wird noch manches interessante Tier daselbst finden.

## Wilde Pferde und Wölfe in Rußlands Steppen.

(Mit Illustration.)

Wer kennt nicht die romantische Geschichte von dem Polen Mazeppa, der sich als Page in seine schöne Herrin, eine polnische Gräfin, verliebte und auch Gegenliebe fand, wofür er von dem erzürnten Grafen auf den Rücken eines wilden Steppenrosses gebunden wurde, das man in die Wildnis der Steppen und Wälder Polens trieb und das seinen unfreiwilligen Reiter bis nach Südrußland in die Ukraine trug, wo er durch merkwürdige Schicksale eine hohe Machtstellung gewann und als Verbündeter des tollern Karl XII. von Schweden nach der Schlacht von Poltawa durch Selbstmord starb! Den wilden Ritt durch Steppen und Wälder hat Lord Byron in seinem Epos: „Mazeppa“ mit seiner mächtigen Poesie verherrlicht. . . . Die Wölfe verfolgen den wild daherjauenden Renner, der den gebundenen Mazeppa auf dem Rücken trägt; der Pole hört ihr Geheul und wünscht sich nur Waffen, um im Kampfe zu sterben und nicht von jenen blutgierigen Bestien lebend zerrissen zu werden:

„Wir rascheln durch das Laub wie Wind,  
Bis Wald und Wölfe entschwinden sind —  
Ich hörte Nachts sie hinter mir  
Und immer näher durchs Revier  
Kam ihr Galopp, der Jägermann  
Und Hundeshast ermüden kann;  
Wohin wir flohn, sie waren nah,  
Die Sonne kam — sie blieben da . . . .“

Die Schnelligkeit und Wildheit des Rosses rettet Mazeppa vor den Wölfen; mit Sturmeschleife gehts von dannen:

„Als meines Renners Flucht begann,  
Wie wünscht ich da das Ziel heran!  
Nun bangt' ich um zu kurze Flucht:  
Grundlose Furcht! — Der Steppe Zucht  
Durchmannt ihn wie des Berges Neb;  
Nicht schneller blizt der Alpenschnee,  
Wann blendend der Lawine Braus  
Begräbt den Hirten nah beim Haus,  
Eh' er betäubt die Schwell' erreicht —  
Als durch den Wald der Renner streift,  
Haltlos und rasilos, wild und blind,  
Rasend wie ein verzogenes Kind,  
Dem etwas quer geht — nein, noch schlimmer:  
Wie ein gereiztes Branzenzimmer!“

Endlich geht dem Rosse die Kraft aus und inmitten eines Schwarmes von herbeigekommenen Steppenrossen fällt es mit seinem Reiter gebrochen nieder. Byron schildert diese freien Steppenrosse mit der ganzen Pracht seiner Poesie:

„Da, wie mein Pferd sich weiter pladt,  
Glaub' ich ein wiehernd Ros zu hören  
Aus jenem Dickicht schwarzer Föhren —  
Ist Wind, was in den Zweigen knadt?  
Nein! Stampfend aus dem Forste jagt  
Ein ganzer Trupp — sie nahen schon  
In einer mächtigen Schwadron!  
Ich möchte schreien, die Luft verjagt.  
Die Rosse brausen mutig weiter,  
Wo sind die Hügel und die Leiter?  
An tausend Pferde und kein Reiter!“

Mit weh'nder Mäh'n' und stieh'ndem Schweif,  
Mit Rüstern, nie gepreht vom Reif,  
Das Maul noch frei von Zaum und Blute,  
Die Flanken rein von Sporn und Rute,  
Ja, tausend Pferde, frei und wild,  
Wie Bog' auf Bog' im Meere schwillt,  
So donnern sie heran durchs Feld,  
Entgegen unfrem Leidensritt.  
Nun hebt sich meines Renners Schritt —  
Ein Weilschen stolpernd, ganz in Schweiß,  
Ein Weilschen wiehernd, matt und leis,  
Antwortet ihnen er — und fällt.“

Wenn diese mutigen Tiere in größerer Anzahl beisammen sind, so verschmähen sie es, vor den Wölfen zu fliehen und nehmen stolz den Kampf auf. Instinktmäßig sehen sie ihre Stärke in ihrer Vereinigung, und da sie sich vor dem fürchtbaren Gebiß des Wolfes hüten müssen, so wenden sie dem Feinde ihre Waffe zu, den Huf, der mit gewaltigem Schlag Schädel und Glieder des Feindes zerschmettern kann. In einem solchen Falle

bilden die edlen Tiere einen Kreis, und zwar so, daß sie mit den Köpfen zusammenstehen, die Hinterhufe aber nach außen gerichtet sind. Die hungrigen Wölfe kommen heulend heran und die Not zwingt sie, den gefährlichen Angriff zu versuchen; aber sowie sie einem der vor Mut und Aufregung schraubenden Renner zu nahe kommen, erfolgen wuchtige Hufschläge, die den gierigen Feind weit hinwegschleudern und ihm die Gliedmaßen zerschmettern. Mit gestäubten Mähnen und weit geöffneten Rüstern, die Flanke mit dem Schweife peitschend, kämpfen die schlanken Steppenrosse, bis die Wölfe sich entmutigt zurückziehen. Dann erst lösen sie ihren Kreis und traben stolz von dannen. Unsere Zeichnung zeigt den Moment des Angriffs der Wölfe auf einen Trupp von Steppenrossen, die den Kreis schon gebildet haben. Von wuchtigem Hufschlag getroffen wird der erste Angreifer weit zurückgeschleudert; seinen Schädelbruch könnte wohl kein Pflaster mehr heilen. Sein vorsichtiger Gefährte zur Rechten ist dem ersten Schlage auszuweichen; scheint aber nebst seinen



Bild: Pferde und Wölfe in Rußlands Steppen.

übrigen Gefährten sich auch zer Schlagene Knochen holen zu wollen. Es ist eine treffliche Einrichtung der Natur, daß sie dem edlen

Koß diesen Schutz gegen den widerwärtigen, raub- und blutgierigen Wolf gegeben hat. W. B.

## Die Jesuitenrepublik in Paraguay.

Historische Studie von Karl Frohne\*).

König Philipp II. von Spanien (1555—1598) hinterließ, nachdem er die vereinigten Niederlande eingeblüht — wodurch England und Frankreich ein so folgenschweres politisches Uebergewicht erlangten — sowie das erste Beispiel eines Staatsbankrottes gegeben hatte, seinem Nachfolger Philipp III. das Reich in der größten Zerrüttung. Handel und Gewerbe lagen darnieder; das durch unaufhörliche Kriege ausgezogene und vom Bluche der Inquisition belastete Land ließ die Aufbesserung

der erschöpften Finanzen nicht zu, und die fast einzige Quelle für dieselben waren noch die Besitzungen in Südamerika. Auf diese mußte die Regierung, welche infolge der geistigen Beschränktheit und Unselbständigkeit des neuen Herrschers von dem Minister Grafen Lerma unter dem weitreichendsten Einfluß der Jesuiten geführt wurde, — jetzt mehr denn je zuvor sich stützen; es galt die Einkünfte von dort zu vermehren.

Daher war man darauf bedacht, die Kolonisierung, womit bis dahin verhältnismäßig nur äußerst geringe Resultate erzielt worden, eifriger und planmäßiger zu betreiben. Die Habgucht der königlichen Statthalter und sonstigen Beamten, sowie der eingewanderten spanischen Bevölkerung, hatte doch nur erst einen

\*) Aus einem in der Vorbereitung begriffenen größeren Werke des Herrn Frohne „Die Eigentumsverhältnisse in ihrer geschichtlichen Entwicklung.“

winzig kleinen Teil des unermesslichen Gebietes in Abhängigkeit gebracht und mit Kolonien versehen. Die Mehrzahl der Ureinwohner, besonders die in dem an edlen Metallen reichen Paraguay zu beiden Seiten des Flusses Uruguay und Parana ansehnlichen bedeutenden Stämme der Guaranis-, Chiquitos- und Moros-Indianer, waren noch unbezungen und bedrohten mit einer Streitmacht von über 60 000 Mann die spanische Herrschaft, welche zu Buenos-Ayres ihren Sitz hatte.

Unter unaufhörlichen blutigen Kämpfen gelang es den Spaniern zwar, einige Pflanzorte, wie Villa-Rikka, Ciudad-Real u. a. anzulegen, jedoch behaupteten sich jene Stämme, deren Waffen nur in Bogen, Speer und Keule bestanden, in den wichtigsten und reichsten Theilen des Landes.

Da erbot sich der Jesuitenorden, mit Genehmigung des Papstes Clemens VIII., im spanischen Südamerika eine Mission zu beginnen, unter dem Vorhalt, daß dadurch sicherer als durch Waffengewalt die widerstrebenden heidnischen Stämme in Abhängigkeit gebracht würden. Mit Freuden ging die spanische Regierung auf diesen Vorschlag ein, wie aus einem von Philipp III. an den paraguayischen Statthalter General Sernard Arrias de Sernadro gerichteten Verhaltungs schreiben vom 8. Oktober 1605 erhellt.

Die ersten Missionare wurden jedoch erst vier Jahre später (1609) auf Kosten der königlichen Privatschatulle, wie der Jesuit Bernhard Ruzsdorfer (dessen Memoiren neben mehreren anderen dieser Abhandlung zu Grunde liegen) versichert, angesichts der ganzen Bevölkerung von Buenos-Ayres ausgesandt, und schon im folgenden Jahre (1610) gründeten sie den ersten Missionsfleck, Loreto, am Rio Pirago, einem Nebenflusse des Parana. Was Waffengewalt nicht vermocht hatte, das brachte das sogenannte Wort Gottes, wie es die Jesuiten zu predigen verstanden, fertig. Viele umherziehende kleine Indianerstämme ließen sich mit ihren Kaziken, wie die Häuptlinge heißen, auf dem Territorium der Gesellschaft Jesu nieder. Im Jahre darauf folgte die Gründung des Fleckens St. Ignazio, von welchem die Jesuiten alsdann durch die Landstriche Mapua und Korpus, woselbst sie Flecken gleichen Namens gründeten, sich ausbreiteten. Von hier aus eröffneten sie sich ums Jahr 1620 den Weg zur Gründung des Fleckens La Konzeption am Uruguayflusse, den sie 1626 überschritten, um den Grund zu dem Flecken St. Nikolaus zu legen.

Dies war der schwache Grund, auf welchem die Jesuiten ein Gebäude errichteten, das als das vollendetste nach den Grundsätzen ihrer „Secreta Monita“ bezeichnet werden muß. Es handelte sich demnach für den Orden stets um nichts Geringeres als um die Gründung einer Universalmonarchie, wie sie durch das Papsttum auf dem Gipfel seiner Macht, im Mittelalter — (Gregor VII. und Innozenz III.) — zum Teil bereits repräsentirt wurde.

Diese Tatsache ist wohl zu beachten, will man die jesuitische Staatsgründung in Paraguay richtig beurtheilen. Das rasche Wachstum dieses Embryos der Universalmonarchie ward von den „katholischen Königen“, wie die Herrscher Spaniens betitelt wurden, und von den Päpsten selbstverständlich freudig begrüßt. Beide Theile ließen vielfache Begünstigungen und Vorrechte den Missions-Jesuiten zukommen und überhäuften die Prokuratoren derselben, welche alle sechs Jahre in Madrid und Rom zur Berichterstattung erschienen, mit Ehrenbezeugungen.

Im Jahre 1625 zog der Jesuitenpater Naque Gonzales de la Santa Cruz an der Spitze der vornehmsten Kaziken des Uruguaydistriktes nach Buenos-Ayres, wo dieselben im Namen ihrer Stammesangehörigen vor dem Statthalter Don Luis Crespedes und der ganzen Stadtbewölkerung dem Bischof und den katholischen Königen als Untertanen huldigten. Darauf erhielten die Missionare die Erlaubnis, sich auch in der Provinz Del-Tape auszubreiten, und schnell entstanden auch hier verschiedene Flecken, die jedoch nicht lange bestehen sollten.

Ungefähr ums Jahr 1632 gerieten die Missionare in Konflikt mit den portugiesischen Mulatten, den Bewohnern der nahegelegenen Grenzstriche Brasiliens. Dieselben drangen in das

Paranagebiet ein und verbreiteten sich bis in die Provinz Del-Tape, die Missionsörter zerstörend und die Kirchen verbrennend. Den Einwohnern einiger Missionen gelang es, sich durch die Flucht zu retten, so denen von Loreto und St. Ignazio, wie denen, die auf der östlichen Seite des Uruguay wohnten; diese Missionen wurden dann auf die westliche Seite an den Parana verpflanzt. Der Schutz, welchen die Statthaltertschaft von Paraguay den Jesuiten angedeihen lassen konnte, vermochte nicht zu verhindern, daß das Zerstörungswerk der Mulatten mit kurzen Unterbrechungen einige Jahre dauerte. Papst Urban VIII. erließ geharnischte Bullen gegen „die Freveler wider den geheiligten Orden“. Dieselben fruchteten jedoch wenig, und erst unter König Philipp IV. gelang es, im Jahre 1639 die Ruhe vollständig wieder herzustellen. In einem vom 16. September 1639 datirten Dekret dieses Königs heißt es, daß über 300,000 christliche Indianer von den Mulatten in Gefangenschaft gebracht worden seien, eine Angabe, deren Richtigkeit bezweifelt werden muß, denn die Zahl der Einwohner aller Missionen zusammen genommen betrug damals noch nicht 25,000.

Als sich Portugal im Jahre 1640 von Spanien losriß, hatten die Jesuiten eine bequeme Gelegenheit, dem spanischen Hofe vorzustellen, wie notwendig es sei, die Indianer ihrer Mission mit dem Feuergewehr zu bewaffnen. Da jetzt die Brasilianer ebenso wohl wie die Portugiesen als Rebellen von den Spaniern betrachtet wurden, so ward das Gesuch der Jesuiten um so eher bewilligt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß aus Spanien, woselbst die Verhältnisse von Jahr zu Jahr schlechter wurden, sich allerlei Volk einfand, welches mit den Eingeborenen sich zu vermischen begann. Das war jedoch den Zwecken der Jesuiten entgegen, und sie stellten deshalb im Jahre 1649 dem Hofe vor, „daß die unmordentlichen Sitten und gegebenen Aergernisse der Spanier das größte Hindernis des Fortgangs ihrer Missionen seien und daß sie sich durch ihr übermütiges Betragen bei den Indianern sehr verhaßt machten. Wäre dieses große Hindernis nicht vorgefunden worden, so würde das Reich der Kirche durch die Arbeit der Missionare bereits bis in die unbekanntesten Theile Amerikas ausgebreitet worden sein und alle Provinzen hätten der Botmäßigkeit der katholischen Majestät ohne Kosten und Gewalt unterworfen werden können.“ Wie hätte eine solche Vorstellung am Madrider Hofe, wo schon seit langem die Jesuitengrundsätze zur Staatsraison geworden waren, kein Gehör finden sollen? So gewährte man denn den Jesuiten die unumschränkste Freiheit, in den nahezu 600 Meilen haltenden, nach den Flüssen Paraguay und Uruguay benannten Distrikten zu schalten und zu walten.

Die Statthalter der benachbarten Provinzen bekamen sogar Befehl, keinen Spanier oder Fremden in das Territorium der Jesuiten ohne deren Erlaubnis einzulassen oder zu senden. Diese hingegen verpflichteten sich, nach Verhältnis der Bevölkerungszahl eine Kopfsteuer zu zahlen, sowie eine Anzahl Leute zu des Königs Dienst zu stellen, wenn das verlangt würde und die Missionen zahlreich genug seien, selbige abzugeben. — Damit begann denn der seltsame Staatsbau, und man muß gestehen, daß derselbe, alles in allem, ein Meisterstück jesuitischer Politik darstellt.

Es konnte den neuen Herrschern nicht schwer fallen, die bereits dem Katholizismus zugeführten Stämme ihren Zwecken gemäß zu schulen im unbedingtesten, blinden Gehorsam und höchster Ehrfurcht. Diese beiden, zu aller Zeit von Herrschern gepflegten „Tugenden“ wurden nach und nach derart ausgebildet, daß die Jesuiten in Wahrheit als „Könige über die Leiber und Seelen ihrer Untertanen“ bezeichnet werden konnten.

Gottesdienstliche Pracht und Feiertlichkeiten spielten dabei die Hauptrolle; alle Kirchen prangten im reichsten Schmuck; nirgends und bei keiner Gelegenheit ward etwas versäumt, einen bleibenden religiösen Eindruck auf das Gemüt der Indianer hervorzubringen, in ihnen die Vorstellung von der „übernatürlichen“ Macht der Kirche zu nähren.

So galten die Jesuiten den Indianern als „heilige Väter“.

durch deren Mund Gott seinen Willen kund tate, und ohne die auch nicht das geringste im Staate geschehen konnte und durfte. In allen, selbst den geringfügigsten und unbedeutendsten Einzelheiten bestimmten und ordneten die Jesuiten das gesellschaftliche Leben ihrer rothhäutigen Schäflein.

Jeder Missionsdistrikt, deren es nach einigen Angaben 47, nach anderen, auch nach denen des Jesuiten Rusdorfer, 30 gegeben haben soll, hatte als Oberhaupt einen von dem Procuratur eingesetzten Jesuiten, dem stets einige andere Ordensbrüder, sowohl priesterlichen wie weltlichen Charakters, zur Seite standen; sodann einen Magistrat, nach Art der spanischen Städte, bestehend aus einem Bürgermeister, zwei Alkalden und einigen Repidores, welche, der erstere alle fünf Jahre, die letzteren alle Neujahr, unter Leitung und Aufsicht des Paters, von den Einwohnern selbst gewählt wurden.

Den Bürgermeistern lag die Vollziehung der von den Jesuiten gefassten Beschlüsse ob, während die Alkalden und Repidores die Polizei handhabten.

Diese jesuitischer Willkür allezeit füsige Maschine ist von den Verteidigern der Jesuiten sehr oft bezeichnet worden als eine Einrichtung, die den freiheitlichen Geist ihrer Urheber bekunde, indem sie im wesentlichen doch auf Volkssouveränität gegründet sei. Wo indessen der Volkswille nicht die eigentliche Spitze der Behörden, der wirklich Regierenden in vollständiger Unabhängigkeit bestimmt und bestellt, da ist offenbar von Souveränität des Volkes nimmermehr die Rede; da wird sich im Gegentheil die Möglichkeit ergeben, das Volk desto willkürlicher zu leithammeln, je ungebildeter und unreifer es ist.

Die tägliche Arbeit der Indianer war geteilt zwischen Religionsübungen und Arbeit auf dem Felde oder in den Werkstätten.

Mit Anbruch des Tages wurde durch Glockengeläut dem Volke das Signal gegeben, sich vom nächtlichen Lager zu erheben. Die Kinder vom 3. Jahre an, sowie alles Volk unter 17 Jahren hatten sich alsdann in der Kirche zum Unterrichte einzufinden. Darauf ward geläutet zur Messe, welcher alle Männer und Frauen beizuwohnen mußten, bei Strafe, mit Ruten gestrichen zu werden. Nach der Messe begaben sich die Weiber nach Hause, während die Männer im Hofe des Hauses der Väter sich aufstellten, woselbst jedem sein Maß Kuamini oder Paraguaykraut, ein den Indianern unentbehrliches Nahrungsmittel, zugeteilt ward, worauf sie sich an die Arbeit begaben.

Alsdann erhielten die Kinder ihr Frühstück, bestehend aus gekochtem Reis und Ochseneingeweide. War dieses verzehrt, so begaben sich die kleineren nach dem Hause ihrer Eltern, die größeren wurden zur Arbeit auf die Felder geführt, welche der Gemeinschaft angehörten und Tüpambac, d. h. „eine Sache Gottes“ genannt wurden.

Jeden Morgen setzte der Pater fest, ob die Männer für sich selbst oder auch für die Gemeinde arbeiten sollten.

Um sich davon einen deutlicheren Begriff zu machen, möge man sich vergegenwärtigen, daß jede Mission aus so vielen Stämmen bestand, als sie durch ihre Befehrsarbeit gesammelt hatte. So waren in einigen Missionen 20, ja 30 Stämme mit ihren Kaziken vereinigt, welche um den Flecken herum Ländereien angewiesen erhalten hatten, deren Größe im Verhältnis stand zur Größe der Stämme. Von diesen Ländereien hatte wieder jeder einzelne einen bestimmten Anteil. Alle Ländereien gehörten der Gemeinschaft; kein Einwohner hatte mehr davon als die Nutzung. Dasselbe galt auch von den Häusern.

Das übrige, keinem der Stämme zugewiesene Land war für den Nutzen der Gemeinsamkeit bestimmt; man ließ es, wie bereits bemerkt, durch die Kinder bestellen.

Der Männer Arbeiten für die Gemeinschaft bestanden an zwei oder drei Tagen in der Woche im Aufbauen und Ausbessern der Häuser, in Holzfallen u. s. w. Die übrigen Tage arbeiteten sie auf ihren Aekern, wozu ihnen zum Eigentum der Gemeinschaft gehörige Ochsen geliehen wurden.

Die Weiber mußten in ihren Häusern Baumwolle spinnen, welche ihnen Morgens nach der Messe zugeteilt ward; das

fertige Garn hatten sie vor Anbruch der Nacht nach Gewicht wieder in die Magazine abzuliefern, von wo aus es den Webern zur Verarbeitung übergeben wurde. Dieselben erhielten als Belohnung für ihre Arbeit, welche als die allerbeschwerlichste galt, von jedem fertig abgelieferten Stück fünf Ellen, welche sie jedoch nur für sich und ihre Familie verwenden durften.

Anderer Handwerker, wie Schmiede, Zimmerleute, Schreiner u. s. w., erhielten keinerlei Lohn, auch dann nicht, wenn sie für einen Einwohner etwas arbeiteten; sie waren vollständig auf den Unterhalt durch die Gesamtheit angewiesen.

Zweimal im Jahre erhielt jeder Einwohner von den gewebten Zeugen so viel zur Kleidung überwiesen, als er bedurfte. Für die Kinder rechnete man 5 Ellen, für die Erwachsenen 8 Ellen.

Wöchentlich dreimal ward Fleisch ausgeteilt. Jeder Flecken besaß seine Hornviehheerden, über die Hirten wachten, welche auf Anweisung des Paters so viel Stück Vieh abzugeben hatten, als nötig waren. Die Größe der Portionen ward ebenfalls vom Pater bestimmt.

Am großen Festtage des Jahres wurden gemeinschaftliche Gastmähler veranstaltet, an denen auch die Jesuiten teilnahmen, nachdem sie unter feierlichen Ceremonien das Essen, bestehend aus Fleisch und Weizenbrod, geweiht hatten.

Sonntags Morgens beim Ruchgange hatte jeder Mann zur Bereitung des Essens der bevorstehenden Woche ein Scheit Holz im Hofe des Paters abzuliefern. Nach Beendigung des Gottesdienstes war an diesen Tagen die Zeit gemeinschaftlichen Spiels, Waffenübungen und dergleichen gewidmet; besonders mit den letzteren nahmen es die Jesuiten sehr ernst.

Die eheliche Verbindung, welche den jungen Männern vom 17. Jahre und den Mädchen vom 15. Jahre an erlaubt war, wurde auf folgende Weise zustande gebracht. Der Frauen Sorge war es, für ihre Söhne eine Braut auszusuchen; die Mutter des Jünglings sprach mit der Mutter des Mädchens, und wenn diese beiden über die Heirat einig geworden, dann erst redete jede zu ihrem Sohne resp. ihrer Tochter von der Sache. Gaben dieselben ihre Zusage, so ward dem Pater sofort Bericht erstattet, und die Trauung konnte bereits in der nächsten Zeit stattfinden. Doch blieb das junge Paar noch einige Jahre im elterlichen Hause, bis die Patres es für angemessen erachteten, ihm ein eigenes einzuräumen.

Jeder Flecken hatte eine Schule, worin einige Knaben in Musik und Tanz unterrichtet wurden, um bei gottesdienstlichen Feierlichkeiten, Prozessionen u. s. w. als eine Art darstellender Künstler mitwirken zu können. Einigen anderen Knaben ward auch Lesen und Schreiben gelehrt, um sie späterhin als Aufseher, Alkalden und Repidores gebrauchen zu können. Die Söhne der Kaziken, aus deren Familien gewöhnlich die Bürgermeister hervorgingen, erhielten eine besondere Bildung, die genau darauf berechnet war, daß sie dem Volke mit gutem Beispiel im Gehorsam gegen die geistlichen Obern vorangehen möchten.

Als Strafe für geringe Vergehen, z. B. für das Verbleiben auf der Straße oder den Besuch eines fremden Hauses nach dem Feierabendgeläute, hatte man das Gefängnis. Größere Vergehen, Veruntreuung und dgl., wurden mit körperlicher Züchtigung geahndet, mit der selbst die Alkalden und Repidores nicht verschont wurden.

Der Jesuit Bernhard Rusdorfer sucht die körperlichen Züchtigungen zu rechtfertigen, indem er sagt: Ist der Pfarrer einer Mission der Indier nicht ihr geistlicher Vater, und soll er nicht ihm bewußte Verleidigungen Gottes und Aergernisse bestrafen an seinen Kindern?

Ja auf Befehl des Paters nahmen die, welche eines Vergehens für schuldig befunden waren, sogar die körperliche Züchtigung selbst an sich vor.

„Viele Männer“ — schreibt der Jesuit Juan des Escandon — „geißeln sich, sogar auch kleine Knaben; ich sah solche, die kaum sechs Jahre alt waren.“

Nach alledem läßt sich ermessen, welche fürchterliche Gewalt



Volkstümliche Gebräuche in Osnabrück:  
Nach einem Gemälde von J. H. W. Meyer.



...ern: Das Fingerhakeln.

...fter. (Seite 163.)

über die Gemüther ihrer Untertanen die Jesuiten erlangt hatten. Dabei machten sie den ausgedehntesten Gebrauch von dem Rechte, alle Fremden fern zu halten. Geriet jemand durch Zufall oder Absicht ja einmal in das Land der Missionare, so ward er sofort zur Geisteslichkeit geführt, wo man ihn einen, höchstens zwei Tage bewirtete, doch nicht, ohne stets ein wachsam's Auge auf ihn zu haben. Die Merkwürdigkeiten des Platzes wurden ihm von einem Jesuiten gezeigt, wobei jedoch aller Umgang mit den Landeseinwohnern unmöglich gemacht wurde. Darnach verabschiedete man den Fremden und ließ ihn von einer Wache nach dem nächsten Distrikte führen, woselbst er wieder aufgenommen und weiter befördert ward, bis er das Gebiet der Missionen hinter sich hatte.

Leicht erklärlich ist demnach die Tatsache, daß die Einwohner mit einer lebhaften Abneigung gegen die Fremden erfüllt waren, besonders gegen die Spanier, deren Sprache nach und nach von den Jesuiten verdrängt und durch die guaranische Sprache ersetzt ward; ja, es existirte sogar ein Verbot, die erstere zu gebrauchen.

Der Nutzen, welchen das für die Jesuiten hatte, liegt auf der Hand; es gelang niemals einem Fremden, sich über die Verhältnisse in Paraguay zu unterrichten, und die geistlichen Berichterstatter, die Protivatoren, genossen im vollsten Maße das Vertrauen der katolischen Majestäten und der Päpste. Ward Beschwerde darüber erhoben, daß die heiligen Väter, ihre Untertanen zu vermehren, mit ihren Guaranioldaten andere wilde Stämme bekriegt und gewaltsam in ihre Missionen geschleppt hätten, so erklärten sie, angegriffen worden zu sein.

Beschuldigte man sie, bedeutende Massen von Gold und Silber aus ihren Bergwerken, ohne Vorwissen der Regierung, nach Rom geführt zu haben, so antworteten sie, das sei eine Lüge, vom Reid eingegeben. Wer hätte ihnen das Gegentheil von dem, was sie behaupteten, beweisen sollen, so lange sie Herrscher waren!? Wohl beriefen sie sich darauf, daß durch ihr Regiment die Indianerstämme zum Christentum geführt und dem Elende entrückt seien, daß eine Gütergemeinschaft existire, die ihnen nicht gestatte, für den eigenen Vorteil zu sorgen, — da die Patres aber die ganze Wirtschaft nach eigenem Ermessen führten, so waren sie in Wirklichkeit auch die Besitzer und Eigentümer alles Reichthums, nicht aber die Indianer. Diese waren allerdings, wie das Vieh unter der Pflege eines sein Interesse wahren Besizers geschützt, — von einer geistigen Fortentwicklung, einer Vermehrung ihrer Bedürfnisse war jedoch im Laufe eines ganzen Jahrhunderts rein nichts zu verspüren. Die Unterscheidungs- und Beurteilungsgabe fand keinen Gegenstand, woran sie sich hätte erproben und üben können; alle geistige Tätigkeit der Indianer beschränkte sich darauf, die Heiligkeit der ihnen von den Jesuiten gewordenen Befehle zu verehren. Solch' ein Leben unterscheidet sich in nichts von dem gezähmter und geschulter Haustiere, die slavisch auf den Blick und das Wort ihres Herrn zu achten haben.

Unter solcher Verfassung hatte die paraguayische Republik „zur größeren Ehre Gottes“, ungefähr 100 Jahre, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts existirt, als sich das erste drohende Gewitter über dem Jesuitenorden zusammenzog. Der größte Teil des katolischen Europa stand ihm in offener Feindschaft gegenüber; er war verhaßt bei den Staatsmännern durch den Einfluß, den er an den Höfen gewonnen, verhaßt bei dem Handel und Industrie treibenden Volke, weil er den Welthandel beherrschte und ungeheure Schätze aufspeicherte; verhaßt sogar bei den übrigen geistlichen Orden, die sich von ihm an Einfluß und Macht weit überholt sahen. Man klagte seine Mitglieder, besonders in Spanien, Portugal und Frankreich, der schändlichsten Immoralität, des Verrates, Betruges und selbst des heimlichen Mordes an.

Die Regierung Portugals drang bei dem Papste Benedikt XIV. auf eine strenge Untersuchung gegen den Orden, und vertrat eifrig die Ansicht, es sei notwendig, ihn zeitgemäß umzugestalten. Der Papst mußte nachgeben, starb jedoch bald darauf, als er dem Patriarchen von Portugal den Befehl

erteilt, die Papiere des Ordens wegzunehmen. Sein Nachfolger, Clemens XIII., machte diesen Befehl rückgängig.

Um dieselbe Zeit, 15. Januar 1750, schlossen Spanien und Portugal einen Grenz- oder Teilungsvertrag ab, wonach die Jesuiten sieben ihrer Missionen am östlichen Uruguay zu räumen und das Land an Portugal abzutreten hatten. Dies war die nächste Veranlassung nicht allein zur Aufhebung der paraguayischen Republik, sondern auch zum gänzlichen Umsturz des Jesuitenordens in Spanien.

In dem Traktat, Artikel 16, hieß es wörtlich: „Aus den Flecken oder Dörfern, welche Seine katolische Majestät am östlichen Ufer des Uruguay abtritt, sollen die Missionare mit Gut und Gerät abziehen und die Indier mit wegführen, um sich in andern Ländern Spaniens niederzulassen. Die Indier können gleichfalls alle ihre beweglichen Güter und Gerätschaften mit sich nehmen, wie auch die Waffen, Pulver und Kriegsmunition, welche sie haben mögen; also sollen die Flecken an die Krone Portugal übergeben werden mit all ihren Häusern, Kirchen und öffentlichen Gebäuden, wie auch mit dem Eigentum und Besitz des Landes.“

Der Einspruch der Jesuiten gegen diese Bestimmung blieb vergeblich. Portugal verlangte die Erfüllung des Traktats, und so erklärten sie denn, die betreffenden sieben Ortschaften nicht räumen zu wollen. So waren die beiden Regierungen genötigt, Waffengewalt anzuwenden. Zwei Truppenabteilungen unter den Generalen Gomez Freyre und Valdesirios gingen nach Paraguay ab, fanden jedoch an den Soldaten der Jesuiten, die von diesen selbst angeführt wurden, solchen Widerstand, daß sie nicht vorzudringen vermochten und einige tausend Mann Verstärkung forderten. Erst nachdem sie die erhalten, gelang es ihnen im Jahre 1756 einen Sieg über die Jesuiten zu erringen; am 10. Febr., mit einem Verlust von nahezu 1300 Mann, mußten dieselben sich zurückziehen, verwüsteten jedoch auf ihrem Wege alle Ortschaften und Ländereien, um dem Feinde nichts zum Unterhalte zurückzulassen.

Darauf verschanzten sie sich in äußerst schwer zugänglichen Bergpässen, woraus sie erst nach langer, regelrechter Belagerung vertrieben werden konnten; immer jedoch blieb ihnen noch der wichtigste Teil des zur Abtretung bestimmten Landes.

Mit welchen Mitteln sie ihre Indianer zu so energischem, anhaltenden Widerstande bewogen, geht aus einem, von dem General Gomez Freyre an den Hof zu Lissabon gesandten Berichte vom 26. Juni 1756 hervor.

Darin heißt es, „gefangene Indianer haben bezeugt, daß ihnen von den Patres gelehrt wurde, alle weltlichen Weisen seien des Teufels Kinder, die er aussende, Gott und die Welt zu verderben; die, kämen sie ins Land, alles mit Feuer und Schwert verderben, die Altäre zerstören und Frauen und Kinder opfern würden. Um die Ursache befragt, weshalb sie jedem gefangenen Spanier und Portugiesen den Kopf abschneiden, gaben sie zur Antwort, ihre heiligen Väter hätten sie versichert, daß die Feinde, wenn sie gleich viele Wunden bekommen, doch durch des Teufels Kunst wieder lebendig würden, falls man ihnen nicht den Kopf abschneide.“

Im Jahre 1759 hatten die vereinigten Spanier und Portugiesen noch nichts weiter ausgerichtet. Mittlerweile war auch das Verhältnis der Jesuiten zum spanischen Hofe wieder ein besseres geworden, der Kampf stockte, und der König von Spanien hob im Jahre 1761 den Teilungsvertrag wieder auf, so daß alles auf den früheren Fuß zurückkam.

Die Jesuiten befestigten ihre Herrschaft aufs neue, dehnten sie noch mehr aus und glaubten sich für alle Zeiten sicher.

Doch gleich darauf begann in Spanien der Prozeß gegen den ganzen Orden, weil er versucht hatte, durch einen Aufstand die Tronfolge zu ändern, ein Unternehmen, an dem Paraguay durch reiche Unterstützungen teilgenommen hatte. In diesem Prozesse ward u. a. bewiesen, daß der Orden durch seine eigenen Mitglieder der Regierung verleumdende Nachrichten gegen sich selbst habe unterbreiten lassen, um durch triftige Widerlegung derselben die Regierung zu der Ueberzeugung zu bringen, daß

alle Anklagen und Beschuldigungen wider die Jesuiten falsch und erdichtet seien. Dieses schlaue Manöver glückte nicht, und es begann mit dem Urtheil am 27. Februar 1767 die Vernichtung des Ordens in Spanien. Seine Mitglieder wurden

aus allen spanischen Staaten, also auch aus Paraguay, vertrieben und in das Gebiet des Papstes transportirt.

Damit hatte auch die „Republik zur größeren Ehre Gottes“ ihr Ende erreicht.

## Jurisprudencia.

(Illustration Seite 141.)

Als Rafael, da er den Vatikan mit jenen großartigen Fresken schmückte, welche unter dem Namen „Rafaelsche Stenzen“ berühmt sind, die Rechtswissenschaft malerisch darstellen wollte, wählte er zum Gegenstand dieses Bildes die bekannte biblische Sage von Salomons Urtheil<sup>\*)</sup>. Auf unserem Bilde dagegen ist die Jurisprudencia durch einen hochbedeutenden Akt aus der griechischen Geschichtsüberlieferung versinnlicht. Das Bild reproduziert eines der zwölf von hervorragenden Künstlern ausgeführten Wandgemälde der Albertus-Universität in Königsberg, welche die vier Fakultäten und acht Fächer der Philosophie darstellen. Die letzteren sind: Poesis und Musica (Dichtkunst und Musik) von Prof. Heybel, Artium historia und Eloquentia (Kunstgeschichte und Redekunst) von Prof. Gräf, Naturae scientia (Naturwissenschaft) von D. Brausewetter und E. Reide, Historica und Matematica (Geschichte der Matematica) von Prof. Pitrowski und Astronomia (Sternkunde) von Reide. Unter den vier Fakultäten ist die Theologia von Prof. Rosenfelder gemalt; sie hat als Motiv die Predigt des Apostels Paulus in Athen. Sujet der Medicina, gleichfalls von Rosenfelder, ist Hippokrates am Krankenbett. Die Philosophia, von Pitrowski, wird durch den Tod des Sokrates im Kerker veranschaulicht. Die Jurisprudencia endlich, gemalt von Gräf, hat die Szene, wie der athenische Gesetzgeber Solon Archonten und Senat die neuen Gesetze beschwören läßt, zum Gegenstand. — Im althellenischen Gemeinwesen ragten schon in früher Zeit die beiden Städte Sparta und Athen hervor, jene als Oberhaupt der dorischen, diese als Oberhaupt der jonischen Staaten. Während die Spartaner, die das Leben nach bestimmten, tief innewohnenden, aber einseitigen Grundgedanken gestalteten, an Vylurgs aristokratisch-militärischer Verfassung Jahrhunderte lang festhielten, führten die lebhaften und helleren Athener alle möglichen Staatsformen bei sich ein. Um Solons Gesetzgebung, die fast durchaus das Widerspiel der Gesetzgebung Vylurgs war, richtig zu würdigen, muß auf den letzten König von Athen, Kodrus, zurückgegriffen werden. In einem Kriege der Athener mit den Doriern hatte ein Orakelspruch des delphischen Apollo verkündet, daß sich der Sieg auf die Seite wenden würde, auf welcher der König siele. Als dies die Dorier vernahmen, verboten sie aufs strengste, dem Kodrus irgend ein Leid zuzufügen. Da vertauschte dieser sein fürstliches Gewand gegen ein Hirtenkleid, schlich sich unerkannt in das feindliche Lager, fing hier Streit an und fand den Tod, den er suchte (1068 v. Chr.). Die Dorier, am Siege verzweifelnd, ließen

nummehr von Athen ab. Die Athener aber erklärten, daß nach einem solchen Heldenkönig niemand mehr würdig sei, die Krone zu tragen und schafften die Königswürde ab. Wahrscheinlicher ist es, daß die Zwietracht der Söhne des Kodrus einen willkommenen Anlaß bot, das Königtum zu brechen, worauf ein oberster Leiter, unter dem Namen Archon, die königlichen Befugnisse übte, aber ohne den auszeichnenden Titel und Rang. In einem Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren herrschten dreizehn solcher Archonten in Athen. Aber der Geist der Demokratie, der den Athenern schon zu Homers Zeiten eigentümlich war, regte sich am Schluß dieser Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archonats, sagt Schiller (dessen Worte wir in diesem Artikel noch öfters anführen), war ihnen doch ein allzu lebhaftes Bild der königlichen Würde und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre Macht mißbraucht. Man setzte also die Dauer des Archonats auf zehn Jahre fest. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß es alle zehn Jahre ein neues Oberhaupt wählte, erneuerte das Volk den Akt seiner Souveränität; es nahm alle zehn Jahre seine weggegebene Gewalt zurück, um sie nach Gutbefinden von neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtnis, daß es selbst die Quelle der höchsten Gewalt war. Auch wurde die Archontenwürde, die anfangs der Familie des Kodrus ausschließlich übertragen wurde, allen Adelsgeschlechtern zugänglich gemacht. Aber schon im siebenzigsten Jahre wurde das athenische Volk auch der zehnjährigen Archonten müde. Es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf zehn Jahre verliehene Gewalt noch immer lang genug dauere, um zum Mißbrauch zu verführen. Die Archontenwürde wurde daher auf ein einziges Jahr eingeschränkt, und weil auch eine noch so kurz dauernde Gewalt in den Händen eines einzigen der Monarchie stets nahe kommt, traf man die Einrichtung, daß jährlich neun Archonten gewählt wurden, um der Regierung, den religiösen Angelegenheiten, dem Kriegswesen, der Gesetzgebung und dem Richteramt vorzustehen (683). Da aber die Archonten aus den adligen Familien gewählt wurden und erst in späteren Zeiten auch Personen aus dem Volk diese Würde bekleiden konnten, war die Verfassung einer Aristokratie weit näher als einer Volksregierung, und das Volk war in der That noch schlimm genug daran. Nicht nur daß die Edelleute, die alle Gewalt in Händen hatten, das Volk (Demos) von allem Anteil an der Staatsverwaltung, an dem Priestertum, an dem Gerichtswesen ausschlossen, sie verletzten mehr und mehr das alte hausväterliche Verhältnis durch Eigennutz und Gewinnsucht und drückten die Untergebenen mit Abgaben und harten Schuldschulden. Sie allein sprachen Recht in allen Dingen, weil sie allein die ungeschriebenen, nur auf dem Herkommen, auf Ueberlieferung und Gewohnheit beruhenden Rechtsbestimmungen kannten, und ihre Gerichtsverwaltung war besetzt durch Druck und Willkür, Parteilichkeit und Ungerechtigkeit. Diese Beugung des Rechts im Interesse des Standes bewog endlich das athenische Volk, auf die Aufstellung geschriebener Gesetze zu dringen und die Forderung mit solchem Nachdruck zu wiederholen, daß sich die Adelsgemeinde zuletzt zum Nachgeben genötigt sah. Aber sie war entschlossen, die Gelegenheit zur Zügelung des aufstrebenden Volksgeistes zu benutzen. Sie beauftragte nämlich einen aus ihrer Mitte, den unbescholtenen aber harten Dracon, mit der Abfassung von Gesetzen (ca. 620). Die Strenge, womit dieser Edelmann sich

<sup>\*)</sup> Es sei hier gelegentlich bemerkt, daß diese Sage, was auch A. Geiger nicht entgangen ist, deutlich den Stempel einer politischen Allegorie an der Stirn trägt. Die Sage läßt bekanntlich zwei Frauen vor Salomo kommen, von welchen die eine ein lebendiges, die andere ein totes Kind hatte. Jede beanpruchte das lebende als das ihrige. Da befahl Salomo: Holet ein Schwert herbei und zerteilet das lebende Kind, damit jede Frau die Hälfte erhalte. Die eine war damit zufrieden, die andere aber sagte: Lasset das Kind leben, gebet es meiner Nebenbuhlerin ganz, aber tötet es nicht. Da erklärte Salomo: Das ist die rechte Mutter. — Die beiden mächtigsten Stämme, Juda und Ephraim, rivalisirten seit alten Zeiten um die Hegemonie. Obgleich nun Juda unter David und Salomo die Oberhand errang, ermannte sich Ephraim nach Salomos Tod und führte die Teilung des Reichs herbei, welche für beide Teile vom Uebel war. Ein judaischer Partigänger mag nun die Sage gedichtet haben, um zu zeigen, daß der wahre Patriotismus, um die unheilvolle Teilung des Reichs zu verhüten, lieber auf rechtmäßige Ansprüche verzichtet. —

seines Auftrags entledigte, ist sprüchwörtlich geworden (drakonisch). Man sagte von Dracons Gesetzen, sie seien mit Blut geschrieben. Auf jedes Vergehen war Todesstrafe gesetzt, auf den Diebstahl eines Kalbs oder Schafs wie auf Mordbrennerei; denn er sagte: „Kleine Verbrechen verdienen den Tod, und ich kenne keine schwerere Strafe für größere.“ Dracons Gesetze, sagt Schiller, sind der Versuch eines Anfängers in der Kunst, Menschen zu regieren. Schrecken ist das einzige Instrument, wodurch er wirkt. Er straft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert sich nicht darum, die Quellen desselben zu verstopfen und die Menschen zu bessern. Einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heißt ebensoviel als einen Baum umhauen, weil eine seiner Früchte faul ist. — Hatten nun die Edelleute gehofft, durch Dracons Gesetzgebung das murrende Volk wieder in die alte Abhängigkeit zu bringen, so irrten sie sich. Harte Kämpfe entstanden, wobei nicht nur die Bauern und Winzer, die Handwerker, Krämer und Schiffsleute gegen die adeligen Grundherren feindselig auftraten, sondern die letzteren auch unter sich selbst in Hader und Parteilung gerieten und ihre Macht schwächten. Der Zustand des athenischen Volks war äußerst mißlich. Ein Klasse besaß alles, die andere gar nichts. Die Reichen unternahmten und plünderten die Armen aus unbarmherzigkeit, gestützt auf das Herkommen und den Buchstaben des Rechts. Die Not zwang den ärmeren Bürger, zu den reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutegehn, die sie ausgezogen hatten; aber sie fanden nur eine grausame Hülfe bei diesen. Für die Summen, die sie aufnahmen, mußten sie ungeheure Zinsen bezahlen und, wenn sie nicht Termin hielten, ihre Ländereien selbst an die Gläubiger abtreten. Nachdem sie nichts mehr zu geben hatten, mußten sie ihre eigenen Kinder als Sklaven verkaufen und endlich waren sie genötigt, auf ihren eigenen Leib zu borgen und mußten sich gefallen lassen, von ihren Kreditoren als Sklaven verkauft zu werden. Dracons Gesetze, von ihrem Autor unwandelbare genannt, konnten wegen ihrer Strenge nicht zur Ausführung gebracht werden und Meutereien, Mord, Diebstahl und Fügellofigkeit wurden mehr und mehr die unheimlichen Waffen der hilflosen Menge. Mißernten und Krankheiten kehrten ein und wurden von dem aufgeregten Volke als Zeichen des göttlichen Zornes über die Entweihung der Heiligthümer gedeutet. Der Staat schwebte am Rande des Untergangs, als Solon, einer der sieben Weisen\*, welcher der Republik zum Besitz von Salamis verholzen hatte und als Archon und aus Kodrus' Geschlecht das Vertrauen des Adels besaß und zugleich als Dichter und Volksfreund in hoher Verehrung stand, denselben durch seine neue Gesetzgebung rettete (594). Das erste, womit er sein Werk eröffnete, war das Edikt der Lastenabscüttelung (Seisachtheia), wodurch den ärmeren Bürgern (vermitteltst einer Herabsetzung des Münzfußes, die den Wert des vorhandenen baaren Geldes erhöhte, ohne die Summe der Schuldbriefe zu verändern) ein Teil ihrer Schulden erlassen, das verpfändete Grundeigentum in der Belastung ermäßigt und das herkömmliche Gesetz der persönlichen Schuldnechtschaft aufgehoben wurde und alle wegen Schulden in Leibeigenschaft geratenen Athener in Freiheit gesetzt wurden. Dieses Edikt war ein Eingriff in das Eigentum, aber es war notwendig und überaus wohlthätig; die Reichen machte es nicht arm, es nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu sein. In der ersten Zeit erntete Solon von den Armen so wenig Dank als von den Reichen; denn jene hatten auf eine völlig gleiche Länderteilung gerechnet. Bald aber zeigten sich in Attika die wohlthätigen Folgen der Verfügung. Das Vertrauen in den Gesetzgeber

kehrte zurück. Man übertrug ihm die ganze Reformation des Staates und unumschränkte Gewalt, über das Eigentum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Gesetze des Drako abschaffte, die ausgenommen, welche gegen den Mord und den Ehebruch gerichtet waren. Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Verfassung zu geben. Alle Athenienser mußten sich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieser Schätzung wurden sie in vier Klassen oder Zünfte eingeteilt. Diejenigen, die 500 Maß jährlich an Trocknem oder Flüssigem ernteten, bildeten die erste Klasse; die, welche 300 hatten, die zweite; die nur 200 hatten, die dritte und die, deren Einkünfte weniger betragen als 200, die vierte Klasse. Diese letztere Klasse galt als unfähig, öffentliche Aemter zu bekleiden. Aber als Ersatz für diese Ausschließung gab er jedem, auch dem geringsten Bürger, das Recht, in der Volksversammlung (Ekklesia) mitzustimmen, und dies war ein Recht von größter Bedeutung; denn von allen Tribunalen konnte an diese letzte Instanz appellirt werden, und so kamen mit der Zeit alle wichtigen und folgereichen Angelegenheiten vor die Gesamtheit des Volkes, womit Athens Verfassung eine demokratische, das Volk souverän wurde. Die Volksversammlung übte die gesetzgebende Gewalt und kontrollirte die Staatsbeamten und Richter, insbesondere die neun Archonten; sie bestimmte die Abgaben, faßte entscheidende Beschlüsse über Krieg und Frieden u. s. f. Der jährlich gewählte Rat der Vierhundert, der athenische Senat, besorgte durch einen Ausschuss (Prytane) die laufenden Verwaltungsgeschäfte und den Staatshaushalt und leitete die Beratungen der Volksversammlung und den Verkehr mit der Fremde, während für die Gerichtsverhandlungen ein Ausschuss von 6000 Geschworenen durch die Archonten (die zugleich bei den Prozessen den Vorsitz führten) ausgewählt wurde. Der Areiopag, ein Ehrenrat, dessen Mitglieder aus den ehrwürdigsten, auf Lebenszeit gewählten Bürgern (besonders Archonten, die ihr Amt gut verwaltet hatten) bestand, übte den Blutbann bei Mord, Brandstiftung, Giftmischnerei und anderen schweren Verbrechen. Was ihm aber seine Hauptbedeutung gab, war das von Solon ihm übertragene Sittenrichteramt; er überwachte die Erziehung der Jugend und beaufsichtigte den Lebenswandel der Bürger, damit Sittlichkeit und Zucht beachtet, tätiges Leben geführt werde und Luxus, Kleiderpracht und Schwelgerei verbannt bleibe. Zahlreich und überaus einsichtsvoll waren die einzelnen Gesetze Solons in betreff der Rechtspflege. Um die Vaterlandsliebe zu erhöhen und alle selbstsüchtige Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten des Gemeinwesens zu verbannen, verordnete er, daß derjenige, der bei öffentlichen Unruhen keine Partei ergreife, sondern müßiger Zuschauer bleibe, für ehelos erklärt und zu immerwährender Landesverweisung sammt Einziehung seines ganzen Vermögens verurteilt werden solle. Er gestattete jedermann, die Klage eines Bürgers, der beleidigt worden war, zu der seinigen zu machen. Er schaffte die Aussteuer der Töchter ab, weil er wollte, daß die Liebe und nicht der Eigennuz die Ehe stifte. Er verbot, von den Toten übel zu reden und einen Lebenden öffentlich vor der Gesellschaft herabzuwürdigen. Gegen den Vatermord gab er kein Gesetz, in der Voraussetzung, er könne bei keinem gesitteten Volke vorkommen. Noch mancherlei treffliche Reformen, auf welche wir nicht näher eingehen wollen, werden dem Solon zugeschrieben. — Solon verordnete, daß seine Gesetze nur auf hundert Jahre gültig sein sollen, und er ließ die Athener schwören, zehn Jahre lang nichts daran zu ändern. Wie viel weiser sah er als Lykurg, der die Spartaner schwören ließ, nichts an seinen Satzungen zu ändern, bis er wieder von der Reise, die er vorhabe, zurückgekehrt sei, worauf er nach Akreta gegangen und dort gestorben sein soll. Solon begriff, daß Gesetze, um mit Schiller zu reden, nur Dienerinnen der Bildung sind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nötig haben als in ihrer Kindheit. Lykurg verewigte die Geisteskindheit der Spartaner, aber sein Staat ist verschwunden mit seinen Gesetzen. Solon hingegen versprach den seinigen nur eine hundertjährige Dauer

\* Die späteren Griechen gefielen sich, die Vertreter der etischen, politischen und sozialen Einsicht und Lebenserfahrung des sechsten Jahrhunderts als die „Sieben Weisen“ aufzuführen und ihnen kurze Sprüche zuzuschreiben. Ihre Namen und Sprüche sind: 1. Kleobulos von Lindos: „Maß zu halten ist gut.“ 2. Periander von Korint: „Zeitliches vorbedacht!“ 3. Pittakos von Mithlene: „Wohl erwäge die Zeit!“ 4. Bias von Priene: „Mehrere machen es schlimmer.“ 5. Thales von Milet: „Bürgerschaft bringt dir Leid.“ 6. Cheilon von Lakädämon: „Kenne dich selbst.“ 7. Solon von Athen: „Nimmer zu sehr!“

und noch heutigen Tages sind viele derselben im römischen Gesetzbuch in Kraft. Solon hatte Achtung vor dem Individuum, er opferte nicht den Menschen dem Staat, nicht den Zweck dem Mittel auf, sondern ließ den Staat dem Menschen dienen. Seine Gesetze waren Bänder, an denen sich der Geist der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte; Lykurgs Gesetze dagegen waren eiserne Fesseln. Darum reisten in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künste, regten sich alle Sehnen des Fleißes und alle Felder des Wissens wurden bearbeitet. — Unser Bild zeigt den athenischen Gesetzgeber neben einer Säule, auf welcher Nomos (Gesetz) geschrieben ist; neben ihm stehen die Archonten mit Myrtenkränzen und Stäben, hinter ihm die Senatoren. Im Vordergrund kniet eine Gestalt, die im Begriffe ist, die drakonische Gesetzgebung zu zerstören. Das Gemälde ist eine vorzügliche, äußerst wirkungsvolle Komposition und unser Holzschnitt hat es vortrefflich nachgebildet. — Nachdem die Athener die neue Gesetzgebung angenommen hatten, begab sich Solon auf Reisen nach Ägypten, Cypern und Kleinasien. In Sardes wurde er von dem durch seine Reichthümer sprichwörtlich gewordenen Lydienkönig Krösos gastlich empfangen. Im stolzen Gefühle seines Glücks ließ ihn Krösos, wie Herodot berichtet, durch seine Schatzkammer führen und fragte ihn alsdann, wen er für den glücklichsten Sterblichen halte, darauf rechnend, Solon werde niemand nennen als ihn. Aber dieser

nannte zuerst den Athener Tellos, der mäßige, aber hinreichende Glücksgüter besaß, im siegreichen Kampfe wider die Feinde seinen Tod gefunden und von seinen Mitbürgern an der Stelle, wo er gefallen, mit großen Ehren begraben worden sei. Weiter befragt, nannte Solon zwei Jünglinge, Kleobis und Biton, Söhne einer Herapriesterin in Argos, und erzählte: Einst hätte die Mutter zu einem Opfer in den Tempel fahren müssen und als die Zugtiere ausblieben, spannten sich die Jünglinge selbst an den Wagen und zogen ihn in den Tempel. Da ersuchte die Mutter zum Lohn für die Söhne, was den Menschen das Beste sei, worauf diese im Tempel einschließen und nicht wieder erwachten. Als ihm Krösos seinen Unwillen darüber äußerte, daß der athenische Weise sein Glück nicht anerkennen wolle, sprach Solon das berühmte gewordene Wort: Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen. Dieses Wort, dessen Wahrheit Krösos bald nach Solons Abreise erfuhr, als ihm sein Lieblingssohn Atys auf der Jagd durch einen Speer getödtet worden, erinnerte sich Krösos auch, als er von dem Perserkönig Kyros (Cyrus) mit Krieg überzogen und geschlagen wurde und den Scheiterhaufen besteigen mußte, um in den Flammen zu sterben. O Solon! rief er laut, und dieser Ruf rettete ihn; denn er weckte die Neugierde des Perserkönigs, der sich den Vorgang erzählen ließ und, an die Ungewißheit seines eigenen Schicksals erinnert, den Gefangenen begnadigte. St.

## Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(5. Fortsetzung.)

„Bitte, hören Sie!“ — fuhr er, als habe er das bedeutungsvollste Ereignis von der Welt zu berichten, hastig fort. „Es ist jetzt fast eine Woche her, daß mich der Herr Marchese in den Marmorsaal führte. Als wir eintraten — es war in der Dämmerung — Sie können sich denken, gnädige Frau Marchese“ — der Graf sprach so erregt, als ob ihn das, was er erzählte, im letzten Augenblick begegnet und er noch gar nicht zur Beruhigung gekommen wäre — „wie groß mein Erstaunen war, als ich Fräulein Serena nur wenige Schritte von dem Maler im Säulengang stehen sah, — mit bestürztem, fast verstörtem Gesicht — Sie hatte offenbar eben noch an des Malers Seite gestanden und war wohl nur durch unser Kommen aus vertraulicher Unterhaltung mit ihm ausgeschieden worden. Ich sehe sie noch jetzt: sie eilte hastig an uns vorbei und zur Thür hinaus, — der Maler aber schien mir so zurückhaltend, so verschlossen, als fürchte er durch irgendwelche unfreiwillige Aeußerung in Worten oder Geberden das Geheimnis der letzten Augenblicke zu verraten, so daß es ganz ohne Zweifel —“

Die Marchesa lachte laut auf, — so laut, daß das weiße Käzchen mit fröhlichem Sprung in die Höhe schnellte und auf den niedlichen Fuß seiner schönen Herrin, der noch immer auf dem Bänkchen ruhte und unter dem Saum des rosaroten Kleides hervorsah, zuslog, um mit ihm zu spielen. Und der schöne Fuß ließ sich das Spiel auch gefallen und tänzelte, das Käzchen immer wieder zu neuer Anstrengung lockend, auf dem Bänkchen neckisch hin und her. Die kleine Hand aber legte sich wieder, und zwar diesmal ziemlich heftig, dem Grafen auf den Arm, und der blühende Mund redete lachend:

„Das klingt ja wahrhaftig wie die Schilderung eines geheimnisvollen Vorgangs in einem Roman! . . . Ich muß sagen, Sie verstehen zu spannen, lieber Graf! — Verzeihen Sie mir, aber ich hätte ein derartiges Erzählertalent kaum in Ihnen vermutet. . . . Im Ernst aber,“ — und sie bemühte sich, eine ihren nun folgenden Worten entsprechende Miene zu machen — „was Sie mir da erzählen, ist mir völlig neu, es macht mich nachdenklich, und ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung. Aber ich meine doch auch jetzt wieder, daß Sie mit allzu mißtrauischen Augen gesehen haben; denn — Sie wissen es ja — der Maler

ist erst so kurze Zeit in unserem Hause, und so schnell läßt sich das Herz Serenas nicht gewinnen, soweit ich sie kenne —“

„Verzeihung, gnädige Frau!“ — warf der Graf mit Lebendigkeit ein — „hier kommt eben die Kunstschwärmerei Seneras ins Spiel.“

„Nun, ich muß gestehen, daß mir Ihre Meinung jetzt viel begründeter erscheint, als vorhin, lieber Graf“ — versetzte die Marchesa. — „Denn wirklich, Naturen wie Serena sind unberechenbar, und es mag schon sein, daß sie an dem hübschen, jungen Maler Gefallen findet. — Aber doch, wenn es wäre, — was könnte Sie das kümmern? — Sie glauben doch wohl nicht im Ernst, daß daraus ein dauerndes Verhältnis zwischen den beiden entstehen oder daß diese flüchtigen Begegnungen — ich scheue mich fast es auszusprechen — gar zu einem wirklichen Bunde führen könnten? — Der Marchese würde sich mit aller Macht dagegen sträuben, — Sie wissen, welch einen beredten und standhaften Fürsprecher bei Serena Sie an ihm haben!“

Ihre Blicke ruhten wieder forschend auf dem Antlitz des Grafen, und ihre Züge zeigten einen so sonderbaren Ausdruck, daß es schwer zu erraten gewesen wäre, ob sich darin zärtliche Anteilnahme an den Herzensangelegenheiten des Grafen oder die Absicht ausdrückte, tief in dem Gemüt desselben Gefühle zu ergründen, an denen sie selbst ein eigenstes persönliches Interesse hatte.

Der Graf wollte ihr eben entgegen, als der Marchese wieder hereintrat und ihn zwang, diese Absicht aufzugeben.

Der letztere sah immer noch verstimmt aus und bemühte sich, nachdem er neben den beiden wieder Platz genommen, augenscheinlich vergebens, eine freundlichere Miene zu zeigen. Auch die Marchesa war auffallend still geworden und schien ganz mit Gedanken beschäftigt, die sie in ihrem geheimsten Innern lebhaft bewegten. Für ihren Gemahl hatte sie kaum einen Blick, geschweige denn ein Wort.

Die hellen Strahlen der Nachmittagssonne aber webten noch klar und goldig wie zuvor in dem schönen lustigen Gemach auf und nieder. Ob ihr blizendes Licht und ihr wärmerer Glanz die drei, die darin so wortfarg und beklemmt beisammen saßen, wohl zu lebhafterem, freundlicherem Gespräch anregen und den

Bann lösen wird, der, dem einen mehr, dem anderen minder erklärlich, in drückender Schwüle über ihnen liegt und die Herzen beengt? — — —

## V.

Das war freilich ein anderer Ton, der in dem Gemach Serenas an diesem Nachmittage herrschte. Das Zimmer zeigte etwas geringeren Umfang als jener kleine Saal, aber es war darum nicht minder luftig und angenehm. Es machte in seiner ebenfalls verschwenderischen Reichthum offenbarenden Ausstattang noch mehr als dieser den wohlthuenden Eindruck vollster Behaglichkeit, und alles, was sich darin dem Auge darstellte, ließ die hier waltende, fleißig anordnende Hand der Bewohnerin erkennen, die feinsüßlich jedem und auch dem geringfügig erscheinenden Gegenstände eine solche Stelle anwies, daß dadurch gleicherweise dem eigenen Bedürfnis wie den Forderungen des guten Geschmacks entsprochen wurde.

Serena hatte auf einem großen Tische in der Nähe der ebenfalls wie die jenes anderen Zimmers, nur von entgegengesetzter Seite, in den Garten hinausweisenden Fenster wieder eine ganze Masse verschiedenartigsten Spielzeugs aus eigenen sonnigen Kindertagen zur Kurzweil und Augenweide der kleinen Adele von Winter aufgeschichtet, und es gewährte ihr ein besonderes Vergnügen, die immer miteinander abwechselnden Geberden und Ausbrüche der Freude der bald still und selig vor sich hinlächelnden, bald laut aufjauchzenden Kleinen zu beachten. Und wenn das reine, sich auch am Kleinsten ergötzende Kindergemüt so erst im höchsten Entzücken schwelgte und Adele sie mit ihren blauen strahlenden Augen fröhlich ansah, dann wurde die „große Freundin“ wohl selbst in den Zauberkreis dieser heiteren, jungen Seele hineingezogen, daß sie ganz wie ein Kind mit der Kleinen zu spielen begann.

Heute kamen übrigens die heiteren Scherzworte und das muntere Spielen Serena nicht so recht vom Herzen, wie es sonst zu sein pflegte, wenn sie sich in Gesellschaft der Kleinen befand.

In der That, die durch den Marchese herbeigerufene Erinnerung an den Grafen von Larente und mehr noch des ersteren, ihr deutlich ausgesprochener Wunsch, ein engeres Verhältnis zwischen ihr und diesem herbeizuführen, als es bisher bestanden, sowie das deutliche Bewußtsein, dem Vater wider Willen, trotz aller ihm gegebenen zärtlichen Liebesbezeugungen, doch einen schmerzhaft verwundenden Stachel leisen Kummer in Herzen zurückgelassen zu haben, — dies alles wirkte zusammen, Serena heute nicht zu einer heiter zufriedenen, völlig ungezwungen geäußerten Stimmung kommen zu lassen.

Draußen im Garten, nach welchem Serena durch das geöffnete Fenster hinabjah, webte flimmerndes Glanzlicht der Nachmittagssonne. Goldene Strahlen spielten über den weißen Gängen zwischen den mancherlei dunkeln Bäumen und Sträuchern und hüpfen blitzend und glitzernd in dem vielfach verschlungenen Gewirr der tiefgrünen, leise zu einander lispelnden Blätter hin und her, auf und ab. Sie mußten mit ihrem Glänzen wohl den Maler Camillo von Winter aus dem dämmerigen Halbdunkel des kühlen Saals herausgelockt haben; denn er ging jetzt wieder den bald in dieser, bald in jener Richtung laufenden Windungen den schimmernden Gängen nach.

In seinem Antlitz lag ein traumhaft seliger Zug, wie auf den bunten Blumenbeeten, auf den in sanfter Bewegung schwankenden Zweigen und den weißen Gängen um ihn herum. Es war diese traumhafte Seligkeit seinem Wesen nicht etwa erst durch die ihn umgebende Welt mitgeteilt worden, sondern ihm vielmehr aus dem hohen kühlen Saal heraus in den Garten gefolgt. Sie hatte ihn leise und unbemerkt beschlichen und sich weich in sein innerstes Herz hineingeschmiegt, als er die letzten sorgfältigen Pinselstriche an dem Bilde getan, dem in den jüngsten Wochen all sein Ueberlegen und Sinnen und auch sein Fühlen gegolten, und das jetzt fertig und vollendet in bester und inhaltreichster Bedeutung des Wortes gleich dem anderen von der breiten Wandfläche in den großen Saal hinabjah.

Jene Befriedigung, die das vollste Genügen des Meisters an dem vollbrachten Werke immer in sich schließt, ja, mit dieser im tiefsten Grunde gleich ist, erfüllte sein innerstes Gemüt.

Serenas Blicke glitten hinter ihm her, sie folgte jeder Wendung seiner Schritte, jeder seiner Bewegungen.

Jetzt, als er sich eben über das dunkle Gebüsch eines Zypressenstrauchs geneigt und das Haupt langsam wieder emporhob, trat sie unwillkürlich in der Befürchtung, als ob sein Auge sich herauswenden und sie treffen könnte, einen Schritt vom Fenster zurück.

Und wenn es sie traf?

Es war eine ganz besondere Regung durch ihr Herz gegangen, als ihr das Profil seines schönen, von leichter Blässe angehauchten Gesichtes entgegengetreten. O, sie kannte diese sanfte Milde, die aus seinen Augen sprach, diese Treuherzigkeit, die an den offenen, unbefangenen Ausdruck eines klaren Kinderblicks erinnerte und doch, oder vielleicht eben darum, mit so unwiderstehlicher Macht gefangen nahm. Sie kannte das Aufleuchten dieser Augen, wenn die Begeisterung für seine Kunst für das Edle und Schöne ihn mit voller Gewalt ergriffen, sie kannte die sanfte Träumerei, die in ihnen lag, wenn er ruhig und ernst vor sich hinsah, und einmal, als dieser Augen wehmütig verschleierter Blick lange auf ihr geruht, war es ihr so weich und seltsam ums Herz geworden, daß sie weinen und ihm ihre beiden Hände hätte hinreichen mögen.

Dann wendeten sich, wie ihre Blicke, so auch ihre Gedanken plötzlich aus dem Garten drunten hinweg, dem Marmorsaal und dem Bilde zu, an dem seine Hand eben die letzte, die herrliche Schöpfung zum glücklichen Ende führende Arbeit verrichtet hatte. Sie hatte das allmähliche Entstehen des Bildes mit aufmerksamstem Fleiße verfolgt und war seinetwegen fast täglich in den großen Saal hinuntergegangen. Während der jüngsten beiden Tagen hatte sie sich jedoch den Anblick desselben verjagt; sie wußte, daß der Künstler sein Werk bald zustande gebracht haben werde, und nahm sich vor, es nur in völliger Vollendung wiederzusehen, um dann eine um so größere und schönere Wirkung davon zu empfangen. Mit desto mächtigerer, unwiderstehlicher Sehnsucht kam es jetzt über sie, und sie wollte daher sofort auch jetzt wieder die Abwesenheit des Malers nützen, um das Gemälde zu sehen.

Mit zärtlichem Blick neigte sie sich zu der Kleinen, die nun mit allen ihren Gedanken wieder beim Spiel war, nieder und bat sie, kurze Zeit allein zu bleiben. Diese schien ihre Worte kaum verstanden zu haben, so sehr war sie in ihre kindliche Beschäftigung vertieft; sie sah Serena mit zerstreuten Blicken an und nickte ihr stumm zu. Serena drückte in schnellem Aufwallen all jenes tiefen, innigen Liebesgefühls, das sie für die herzige Kleine empfand, hastig noch einen Kuß auf ihre heitere Stirn und schritt rasch zur Thür hinaus.

Ja, das Bild war fertig, bis in die unbedeutendste Kleinigkeit hinein. Die vor ihm Stehende sah es mit seligem Sinnen und vor Entzücken starrenden Augen.

Aus dunkeln, mit fatten Farben gemalten Grün trat die Gestalt des „Schall“ mit den Tauben in blendender Helle, so wie die reizvolle Gruppe in Wirklichkeit aus weißem karrarischen Marmor gebildet, hervor, so plastisch, so vollkommen dem Urbilde entsprechend, daß Serena hätte hingreifen mögen, um zu fühlen, ob sie nicht etwa gar die glatte, glänzende Masse selbst berühren werde. Nur eine Kette zierlichen Geranks, das sich in gefälliger Windung guirlandengleich und an beiden Enden in anmutigem Geringel abwärts auslaufend an der oberen Seite der Bildfläche hinzog, um das Gemälde zu einem abgeschlossenen, mehr harmonischen, als es in Wirklichkeit der Fall war, zu gestalten, erinnerte die Beschauerin daran, daß sie sich vor einer, mit äußerstem Geschick gestaltungskräftigen Kunstsinns hervorgebrachten Nachbildung ihres Lieblingsplätzchens und nicht vor diesem selbst befand. Wie Serenas Augen zufriedenen Blicks über die mit feinem Geschmac durcheinandergeschlungenen Arabesken hinglitten, überließ mit einemmale ein süßer Schauer ihren schönen Körper, unter den langen, zarten Wimpern leuch-

tete es freudig hervor, und ein zitternder Laut innigster Glücksempfindung quoll aus ihrem Innern herauf und ging so rasch und lebendig über ihre Lippen, daß er in dem weiten hohen Raum das Echo weckte und sie ängstlich schnell das Haupt wendete und im Saale hinsah, als fürchte sie, von jemand beobachtet und gehört worden zu sein. . . .

Und es war einer, der jetzt den Blick auf sie gerichtet hielt und den freudigen Laut, der über ihre Lippen gedrungen war, vernommen hatte.

Camillo von Winter hatte sich nach kurzem Verweilen im Garten auch heute wieder nach dem Saal zurückgewendet und stand jetzt außerhalb der Bogenhalle, in der sie sich befand, in einiger Entfernung hinter ihr. Noch bemerkte sie ihn nicht. Ihre Blicke waren wieder unverwandt auf die Arabesken über dem eigentlichen Bilde gerichtet und hier auf der Mitte des quirlendenähnlichen Blättergewinnes, wo dasselbe seine größte Stärke hatte und am dichtesten verschlungen war: hier trat aus dem fatten Grün des Untergrundes in grazios gewundenen künstlerisch aneinandergereihten Buchstaben von heller, rosaroter Farbe und da und dort in ihren einzelnen Bestandteilen Nachbildungen der Blumen selbst, von der diese Farbe ihre Bezeichnung trägt, aufweisend, das Wort „Serena“ hervor.

Was hatte der Künstler mit diesem durch das Süjet des Bildes selbst keineswegs erforderlichen Beiwerk sagen wollen? — Doch wohl nichts anderes, als daß damit für den mit den Gewohnheiten Serenas Vertrauten der dargestellte Laubtempel mit der anmutigen Marmorgruppe noch besonders als der Lieblingsaufenthalt derselben innerhalb der hier durch einen Gemäldezyklus nachgebildeten Umgebung der Villa Montanari bezeichnet sein sollte. . . . Aber es webte in dieser graziosen, mit poetischem Feingefühl vollzogenen Verschlingung der schönen Buchstaben etwas außerordentlich Reizvolles, es waltete über dem ganzen ein so feiner, poetischer Duft, wie er dem großen Gebilde jener Königin der Blumen in Wirklichkeit selbst eigen ist, so daß man darin in der That auch noch die andere Absicht des Malers erkennen mußte, eben durch diese mit gutem Bedacht gewählte Form des Wortes die Trägerin dieses Namens noch ganz besonders und in höchst charakteristischer Art auszuzeichnen. . . .

Camillo war zuerst unschlüssig, ob er sich still wieder entfernen oder Serena nähern sollte. Doch schwankte er nur wenige Minuten in seinem Entschlusse. Er erinnerte sich jener Spätnachmittagsstunde, in welcher er, als das Bild, dem auch jetzt wieder die ganze Aufmerksamkeit des schönen Mädchens galt, nur erst in seinen Grundzügen angedeutet war, mit Serena an derselben Stelle zusammengetroffen, und empfand gerade jetzt das lebhafteste Bedürfnis, das Urtheil der letzteren über das vollendete Gemälde zu hören.

Er wollte eben auf die einsame Betrachterin seines Bildes zutreten, als dieselbe heftig zusammenschrak und sich erregt nach ihm umwandte. Ein plötzlich über sie gekommenes Gefühl hatte ihr gesagt, daß jemand in ihrer Nähe sei. Zum größten Erstaunen Camillos trat sie, nachdem sie ihn kaum bemerkt, hastig einige Schritte näher auf ihn zu und sagte, als ob ihr diese Begegnung gerade erwünscht sei, nach kurzen Worten gegenseitiger Begrüßung in lebhaftem Tone und nur eine leichte Verwirrung erkennend lassend:

„Ich betrachtete es als eine glückliche Fügung, Herr von Winter, daß wir in einem Augenblicke hier wieder zusammen treffen, vor welchem Sie, wie ich sehe, eben die letzten Striche an dem Bilde getan, dem während seines Entstehens — ich versichere es Ihnen noch einmal — mein ganzes Interesse galt. Nun, es ist fertig und lobt —“

Camillo machte eine abwehrende Handbewegung.

„Nein!“ — unterbrach ihn Serena hastig — „Lassen Sie mich, so überflüssig es auch scheinen mag, es Ihnen zu sagen, es lobt seinen Meister, und ich bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar!“

Sie setzte die letzten Worte in jenem warmen, vertraulichen

Tone hinzu, der während ihrer häufigen Begegnung in den letzten Wochen zwischen ihnen zur Gewohnheit geworden war, und kaum verriet die gegen sonst nur gesteigerte Herzlichkeit desselben noch die außergewöhnlich tiefe Bewegung ihres Gemüths.

Und doch mußte Camillo aus dem, was er, ohne daß sie es bemerkte, vorhin wahrgenommen, aus dem freudig erzitternden Laut, der ihrem Munde entfahren, auf einen derartig erregten Zustand ihres Innern schließen. Er sah sie darum forschend an und ließ seine Blicke so lange und durchdringend auf ihrem Antlitz ruhen, daß sie tief erröthete und im Begriff war, ihre ganze Fassung zu verlieren, wenn sie sich nicht beeilte, durch schleunige Fortsetzung ihrer Worte ihre Verwirrung zu verbergen. Wie aber in solcher Lage die Gefühle des Herzens sich nicht selten gegen den Willen widerspenstig zeigen und die Zunge mit unbefiegbarer Macht ganz allein in ihren Dienst zwingen, so diente das, was sie nun sagte, vielmehr dazu, diese Verwirrung erst recht zu zeigen. Der junge Maler stand jetzt in dem hohen Bogengange dicht neben ihr, und sie konnte sich der Wirkung, die seine Persönlichkeit gerade in diesen Augenblicken auf sie ausüben mußte, nicht entziehen.

Sie wich ängstlich seinen auf ihr ruhenden Blicken aus und sagte, an ihre letzten Worte anschließend und auf die sich oberhalb des Bildes hinziehenden Arabesken deutend, mit unsicherer Stimme und erzwungenem Lächeln:

„Aber, Herr von Winter, — diese, verzeihen Sie, etwas indiskrete Art, wie Sie da den Zusammenhang des Motivs Ihres Bildes mit meiner Wenigkeit angedeutet haben, scheint mir —“

„O, verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein!“ — warf jetzt Camillo lebhaft und überrascht ein — „Ich glaubte damit nicht allein die Verwendung des Süjets dieses Bildes zu einem künstlerischen Vorwurf zu rechtfertigen und die besondere Bedeutung desselben zu erklären, sondern vielmehr auch durch diesen Hinweis auf die Beziehung, in welcher Sie zu demselben stehen, Ihnen eine kleine Freude zu bereiten. Tat ich damit nicht recht, so bin ich Ihres Winkes gewärtig, um ohne Aufschub die Inschrift durch eine andere oder irgend eine weitere Arabeskenverzierung zu ersetzen.“

Und in seinen Worten lag es fast wie Besorgnis, etwas wider den Willen und den Geschmack des schönen Mädchens getan zu haben, daß es ihr beinahe gleich wehmütigem Neugefühl, ihre wenigen Worte gesprochen zu haben, durch die Seele ging.

„Nein, nein!“ — versetzte sie leidenschaftlich — „das wollte ich nicht sagen, Herr von Winter! Bei allem, was schön ist, bitte ich Sie, nichts an der herrlichen Guirlande ändern zu wollen! Und vor allem an dem Namen nicht! Es ist alles in dieser Art so reizvoll, so anziehend, so wunderbar poetisch — Und eine Freude haben Sie mir damit bereiten wollen, — o, Sie sind zu gut!“ —

Es ging ihr mit überwältigender Nührung durchs Herz, und der weiche, zitternde Klang ihrer Stimme verriet deutlich, wie sehr sie bewegt war im tiefsten Innern. Eine kleine, schimmernde Thräne perlte an den zarten Wimpern, und sie streckte ihm, wie zu innigstem Dank, die schmale, weiße Rechte entgegen. Er erfaßte sie schnell und drückte sie zärtlich an die Lippen. Auch sein Herz schlug und bebte in seligster Empfindung.

„Ich wußte es ja.“ — sagte er weich — „daß Sie mir ob der kleinen, wohlgemeinten Zugabe nicht zürnen würden. Nehmen Sie dieselbe als einen geringen Beweis der unbegrenzten Hochachtung, die ich für die Hüterin und Beschützerin der Armen jener Gegend, deren landschaftliche Schönheiten zum Teil wiederzugeben hier meine Aufgabe ist, empfinde. Es schien mir, als ob der von so vielen Lippen gesegnete Name dieser edlen Hüterin und Beschützerin in diesen Darstellungen nicht fehlen dürfe, als ob er unzertrennlich und in einem hochehebenden Sinne mit der Villa Montanari und ihrer Umgebung verbunden sei.“

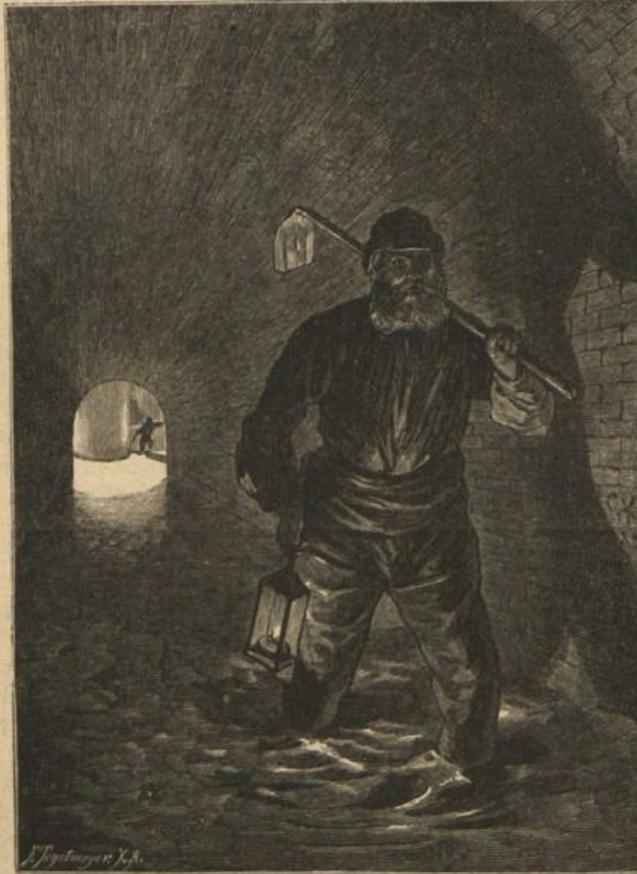
(Fortsetzung folgt.)

## Berlin unter der Erde.

Wie der menschliche Leib von außen einfach und glatt, innen aber von zahlreichen Röhren und Kanälen durchkreuzt und mit verschiedenartigen Vorrichtungen ausgestattet ist, so auch der Boden großer Städte, und wer wie Proteus sich in ein Mäuschen verwandelt und unter der Erdoberfläche sich durcharbeiten könnte, der würde staunen über die vielverzweigten Leitungssysteme, über dieses Labyrinth unterirdischer Gänge im Dienste und zur Befriedigung der großen und kleinen Bedürfnisse eines Gemeinwesens, speziell Berlins. Die Telegraphenleitung, die Rohrpost, das Röhrennetz zweier Gasanstalten, die Zuführungsröhren der Wasserleitung und die Abführungsröhren der Kanalisation verlaufen nebeneinander und kreuzen sich unter den Straßen der Hauptstadt. Hinzu treten die mächtigen Regenablässe zum Auffang und zur Ableitung des Regenwassers und die Einsteigebrunnen von eigenartiger Konstruktion, von denen aus die Beobachtung und Untersuchung der Kanäle bewirkt wird. Die Häuserablässe zur Ableitung des in den Haushaltungen oder zu Fabrikationszwecken verbrauchten Wassers und der Abführungsstoffe senken sich in die Kanalisationskanäle ein und ragen mit ihrem oberen freien Ende über die Dächer der Häuser hinaus, um den Gasen, welche sich in ihnen entwickeln, einen ungefährlichen Austritt zu gewähren. Ueber und unter der Erde stehen so durch diese letzteren die ober- und unterirdischen Leitungen miteinander in Verbindung. Man begreift kaum, wie alle diese, so verschiedenen Zwecken dienenden Röhren und Kanäle in dem engen Raum unter der Straßenbreite Platz finden, ohne sich gegenseitig in ihrer Funktion zu behindern. — Berlin hat mehrere Radialsysteme von Kanälen, welche den Inhalt der Wasserflojets und alle sonstigen flüssigen Abgangsstoffe aus den Häusern in die Kanäle überführen. Die Häuseranschlüsse münden zunächst in die Zweigkanäle, die sich über die sämtlichen Straßen, Gassen und Plätze je eines Radialsystem verbreiten, diese leiten ihren Inhalt in die Seitenkanäle, welche ihn in die Hauptkanäle ergießen. In diesen Hauptkanälen können, bei mehr als sechs Fuß Höhe derselben, drei Männer bequem nebeneinander fortschreiten. Auf dem größeren unserer beiden Bilder sehen wir den einem Riesenbrunnen ähnlichen, sogenannten Sandfang einer der Pumpstationen, in welchem die Zuleitungswasser je eines Radialsystems zusammenfließen und vor dem durch ein Gitter, das links den eigentlichen Brunnenraum von dem Hauptleitungskanal abschließt, zugleich die in dem flüssigen Zustrom mitenthaltenen festen Teile, Lumpen, Papier, Holzstücke zc. aufgefangen und zurückgehalten werden. Von Zeit zu Zeit wird es erforderlich, diese fremden Stoffe und die sandartigen Niederschläge, welche sich außer ihnen noch vor und in dem Sandfang

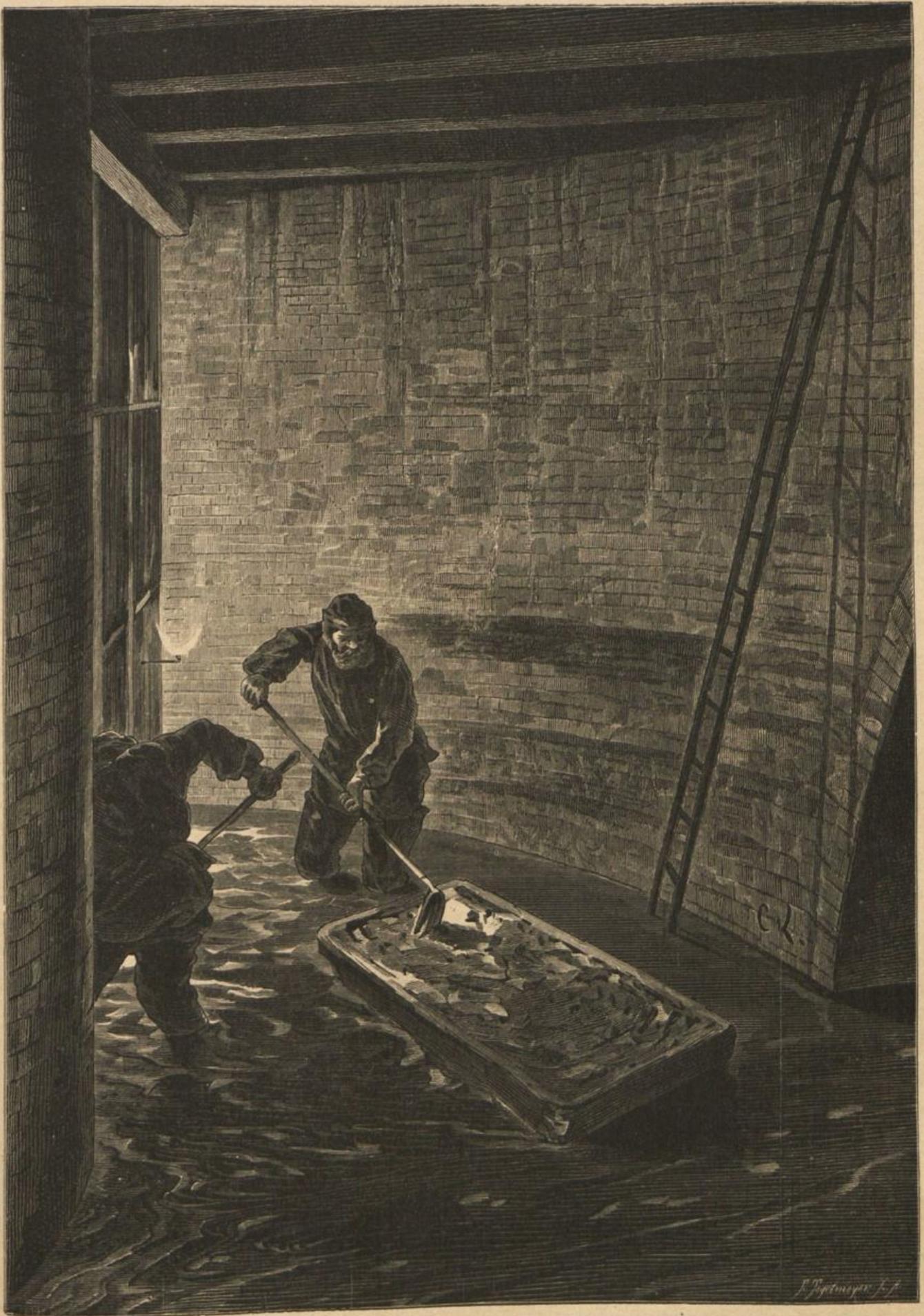
(woher der Name) ablagern, durch dazu beauftragte Arbeiter aufräumen und entfernen zu lassen. — Die Kanalisation, deren sanitäre Bedeutung kaum hervorgehoben zu werden braucht, bildet die naturgemäße Ergänzung für die Wasserleitung. Die wundere Stelle der lange vor Berlin in London, Hamburg, Paris und beinahe allen größeren Städten Englands und Schottlands eingeführten Kanalisation beruht bis auf die neueste Zeit darin, daß die Abführungsstoffe in den genannten Städten direkt in die Flußläufe übergeführt wurden, bezw. noch werden, wobei die Anhäufung der Senkstoffe abscheuliche und lebensgefährliche Zustände herbeiführte. Nachdem in der Villenstadt Croydon

bei London und in Craigentinn bei Edinburg kleinere Versuche gemacht worden waren, diese Abführungsstoffe auf Feldflächen abzuleiten und dort zur Verrieselung zu verwenden, wurde diese Neuerung erstmals in Danzig in größerem Maßstab angewendet. Baurat Hobrecht, von welchem der Plan zu der Kanalisationsanlage in Berlin entworfen ist und die Ausführung desselben geleitet wurde, hat alsdann dieses neue Verfahren in ein allgemeines System gebracht und die im Wege stehenden Schwierigkeiten beseitigt. Berlin besitzt gegenwärtig zwei Rieselfelder, wohin die Zuleitungswasser aus den Sammelbassins der Pumpstationen überführt werden, das eine im Süden der Stadt, gegen zwei deutsche Meilen von hier entfernt, bei Dörf und Friedrikshof, das andere im Norden ungefähr in der gleichen Entfernung, bei Falkental gelegen; beide zusammen haben einen Flächenraum von etwas über 5200 Morgen. Die große Hauptschwierigkeit bei diesem neuen Verfahren besteht darin, das fortgesetzt aus jedem Radialsystem dem Sammelbassin desselben zufließenden Zuleitungswasser auf eine so beträchtliche Entfernung nach den Rieselfeldern



Berlin unter der Erde.

hinauszudrücken, was vermittelt der dorthin gelegten Leitungsröhren nur durch eine bedeutende Maschinenkraft erfolgen kann. Zu diesem Behuf befindet sich denn auf jeder Pumpstation ein Maschinenhaus mit einer entsprechenden Anzahl Druckmaschinen, von denen immer einige, um für jede Unterbrechung oder Störung gleich eine neue Maschine eintreten lassen zu können, in Reserve gehalten werden. — Man hatte längere Zeit gegen die von den Rieselfeldern gewonnenen Gartenerzeugnisse ein Vorurteil. Indessen zeigen die dort erzeugten Erd- und Himbeeren, der Blumenkohl, die Schoten, Gurken, Melonen, der Spargel und überhaupt alle dort kultivierten Gemüse und Früchte eine so üppige Entwicklung, und sie besitzen einen so ausgezeichneten Wohlgeschmack, daß das Vorurteil bereits überwunden und nahezu in das direkte Gegenteil umgeschlagen ist.



Berlin unter der Erde.

## Zur Kolonialfrage.

Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

Noch eine andere herrenlose Küste wünscht Kohns bei der Frage, wo Deutschland Kolonien errichten könnte, berücksichtigt zu sehen. Es ist das die Küste des Somalilandes im Nordosten Afrikas, die sich 1500 Kilometer lang vom Kap Gardafui bis zum Äquator erstreckt und auch ein reiches Hinterland aufzuweisen hat. Der südlichste Teil davon steht zwar dem Namen nach unter der Oberhoheit des Sultans von Zanzibar, aber eben nur dem Namen nach, und der nördliche Küstenstrich, 1200 Kilometer lang, ist vollständig herrenlos. Deutschland brauchte also nur zuzugreifen, und sollte dies hier um so eher tun, als dem Somalilande, das an dem nächsten durch den Suezkanal erschlossenen Seewege von Europa nach Indien gelegen ist, in handelspolitischer Beziehung eine große Zukunft prophezeit wird.

Schon das schöne Geld, was bis jetzt nutzlos von deutscher Seite hinausgeworfen worden ist, sollte — so meint der sachkundige Herr Kohns — Deutschland bewegen, endlich in Afrika sich festzusetzen, wie es England und Frankreich längst schon getan haben.

„Es mag in allem von der deutschen Afrikanischen Gesellschaft“, schreibt Kohns, „in runder Summe eine million Mark“ — etwa in den letzten zehn Jahren — „verausgabt worden sein. Eine million Mark und gar kein praktisches Resultat! Den größten Teil des Geldes hat das Reich beige-steuert. Welchen Nutzen hat dasselbe nun davon gehabt? Wir wiederholen es: keinen! Denn wenn man selbst bedenkt, daß der Ruhm des einzelnen, den er sich durch eine wichtige Entdeckung erwirbt, auf die Gesamtnation, der er angehört, zunächst zurückfällt, dann muß man, will man aufrichtig sein, sagen, daß die Ergebnisse nicht im Verhältnis stehen zu den aufgewandten Mitteln. Hat man in humanitärer Hinsicht ein Ergebnis aufzuweisen? Wir zweifeln daran. Hat man irgend welche große Entdeckung gemacht, eine wichtige wissenschaftliche Errungenschaft zu verzeichnen? Dr. Lenz hat allerdings von Marokko die Sahara quer hindurch bis Timbuktu durchwandert, uns positiv den Nachweis geliefert, daß die westliche Wüste keine Depression sei; Dr. Pogge besuchte seinerzeit die Hauptstadt und den Hof des Muata-Yanvo. Dr. Pogge aber reiste nicht einmal im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft; erst als er diesen Erfolg erzielt hatte, bewilligte die Gesellschaft, ihn zu annectiren, dadurch, daß sie ihm seine Ausgaben ersetzte, und konnte deshalb mit Befriedigung auf seine Reise zurückblicken. Das ist aber auch alles, was die Gesellschaft innerhalb der fast 10 jährigen Tätigkeit als nenenswert aufweisen kann. Soll die von mir gemachte Erforschungsreise nach Kufra dazu zählen? Wenn man erwägt, daß diese Reise wenig Ausgaben verursachte, — denn 20 000 Frank. mußte die türkische Regierung der deutschen Afrikanischen Gesellschaft Schadenersatz leisten — so kann sie als dritter Erfolg bezeichnet werden. Aber gerade diese Erfolge haben die Mittel der deutschen Afrikanischen Gesellschaft verhältnismäßig wenig in Anspruch genommen. Alles in allem haben die Pogge-Kohns-Lenz'schen Reisen zirka 60 000 Mark gekostet.“

Nach Kohns sind also bei den deutschen Bemühungen, Afrika erforschen zu helfen, allermindestens 900 000 Mark, d. h. volle 90 Prozent der Gesamtausgaben einfach zum Fenster hinausgeworfen worden. Keine humanitären und keine wissenschaftlichen, keine politischen und keine moralischen Erfolge wurden erzielt: das respectable Sämmchen deutschen Geldes ist aufgegangen in eitel blauen Dunst.

So sehr diese Tatsache fatal ist, — insbesondere für die deutschen Afrikareisenden und die deutsche Afrikanische Gesellschaft, daneben auch für die deutsche Reichsregierung, welche der deutschen Afrikanischen Gesellschaft eine Reihe beträchtlicher Zuschüsse geleistet hat, — so sehr sollte sie nun auch ein Sporn zu energischem, planvollem, zweckentsprechenden und sofortigen Handeln sein.

Welch' ein Vorgehen zum Zweck solchen Handelns — das Kohns grade so sehr geboten erscheint als dem Schreiber dieser Zeilen, schlägt der Herr Sachverständige nun vor?

Am Schluß seiner Arbeit sagt er:

„Kultiviren wir jetzt jene Gegenden, welche noch zu haben sind — —. Zehn Jahre hat Deutschland verstreichen lassen; ist dieser Zeitraum noch einmal verfloßen, so wird es für immer zu spät sein. — Wir raten daher entschieden ab, eine so vorzügliche Kraft, wie Dr. Buchner es ist, auf eine neue Entdeckungsreise auszusenden. Lieber möge man ihm die Organisation einer Station übertragen an der Somalilküste, vielleicht an der Mündung des Djuba oder eines andren Flusses an der herrenlosen Somalilküste. Wir raten, Flegel, welcher in der Benue-Niger-Gegend jedenfalls wie zuhause ist, von weiteren Reisen abzuhalten und ihm dafür die Einrichtung einer Station aufzutragen im Nypotogebiet.“

„Man“ möge zwei bekannte deutsche Afrikareisende veranlassen, Handelsstationen anzulegen — — Wer ist zunächst dieser „Man“?

Darüber gibt Kohns in der Einleitung seiner Abhandlung Aufschluß.

Er schreibt da:

„Von vornherein möchten wir der Ansicht Raum geben, daß wir dabei keineswegs an staatliche Kolonisation denken, sondern einzig den Landerwerb seitens Privater, oder auch seitens Gesellschaften im Auge haben, wobei eine spätere Verstaatlichung des gewonnenen Landes von selbst naturgemäß folgen würde. Denn einer politischen Annexion muß heutzutage, soll eine gesunde Kolonisation geschaffen werden, eine Besitzergreifung durch Private vorausgehen. Einzelne Häuser oder Gesellschaften müssen Faktoreien errichten, welche, wenn sie gedeihen und an Ausdehnung gewinnen, später den staatlichen Schutz des Mutterlandes erhalten.“

Dazu wird England als Beispiel angeführt, wo sich erst im Jahre 1880 eine Kapitalistengesellschaft gebildet hat, eine North Borneo-Company, welche sich das nördliche Borneo durch Kauf von einheimischen Häuptlingen erworben hat und dadurch in Gemeinschaft mit dem von dem Radscha Brooke regierten Reich Sarawak auf der Nordwestküste von Borneo die Umwandlung der reichen Insel Borneo, die größer ist als Deutschland, in eine englische Kolonie vorbereitet.

Weiter unten fährt Kohns fort:

„Die Regierung hat den besten Willen und unter Umständen auch das Können, eventuell auswärtigen Koloniebesitz für das deutsche Reich zu schützen. Man kann aber nicht verlangen, daß sie in einer Weise vorgehe, welche Verwicklungen herbeizuführen imstande ist und dem Reiche Unannehmlichkeiten zuführen könnte. Die Initiative muß aus dem Volke hervorgehen, umsomehr, als der einzige Versuch, den die Regierung machte — Samoa — von der Oppositionspartei abgelehnt wurde.“

Gegenüber dem, was Herr Kohns in bezug auf die Erwerbung Marokkos sagt, klingen diese seine Besorgnisse wegen etwaiger Verwicklungen und Unannehmlichkeiten beinahe komisch.

Total unverständlich wird einem aber Herr Kohns, wenn man erwägt, was er in seiner sachverständigen Abhandlung über die deutsche Kapitalistenwelt sagt, aus der doch das „Voll“, welches die Initiative zur Erwerbung afrikanischer Länderereien und zur Anlage nutzbringender Handelsfaktoreien ergreifen soll, ausschließlich besteht.

„Unsere Kaufleute“, meint er, „abgesehen von einigen Häusern, lieben es nicht, Faktoreien, Komptoire oder Kultivationspunkte anzulegen, welche vielleicht erst nach einem Jahrzehnt Gewinn abwerfen. So unternehmend der Handelsstand in den hanseatischen Städten ist, so etabliert er seine überseeischen Handelshäuser ausschließlich in solchen Ländern, welche schon von irgend

einer anderen europäischen Macht staatlich annektrirt worden ist. Gibt es irgend eine deutsche Faktorei, welche auf herrenlosem Gebiete gelegen wäre? Man geht nach Amerika, nach Australien, nach Japan, auch nach Afrika, aber immer erst dann, wenn die andern Mächte geordnete und sichere Zustände geschaffen haben. Ein selbständiges Vorgehen — abgesehen von einigen Ausnahmen, z. B. dem Godefröhen Unternehmen — ein Gründen von Faktoreien in herrenlosen Ländern, wie die französischen, britischen und holländischen Kaufleute es tun, wie die spanischen und portugiesischen es taten, kennen die deutschen Kaufleute nicht. Wir haben nicht einmal einen Kubattino\*, der uns eine Affabai kaufte! Obgleich wir hundert Kaufleute haben, welche reicher als Kubattino sind, obgleich wir hundert Fürsten und Grafen haben, welche mehr Geld und Einfluß als Kubattino besitzen."

Sonderbar! Ein selbständiges Vorgehen kennen die deutschen Kaufleute sammt den sonstigen Kapitalisten, selbst sammt Grafen und Fürsten, in solchen Angelegenheiten wie Kolonisation nicht, wie Herr Kohns ausführt, und dennoch soll Deutschland auf seine Kapitalisten als notwendige Vorgänger und Wegbereiter der Regierung warten.

Daß wir da lange warten können, das wird Herr Kohns nach seinen vorher wiedergegebenen Ausführungen selbst nicht bestreiten.

Die auf den ersten Blick äußerst sonderbar erscheinenden Widersprüche, in die sich der Herr Sachverständige verwickelt hat, muten den, welcher unsere politischen Verhältnisse und Parteien kennt, nicht allzu wunderlich an.

Die Logik des Herrn Kohns ist über eines der vornehmsten Parteidogmen des deutschen Liberalismus gestolpert, — das erklärt alles.

Dieses Dogma lautet: Die Regierung hat sich in die Angelegenheiten des Kapitals nicht einzumischen. Und Angelegenheit des Kapitals ist schließlich in irgend einer Beziehung alles, in allen wesentlichen Beziehungen sogar für den, der die Welt vom Standpunkte des Börsenkapitalisten betrachtet.

Auch dieses Dogma gehört zu den leicht erklärlichen Dingen. Das mit Kapital, aber nicht mit altadeligen, von Urzeiten her bevorrechteten Ahnen gesegnete Großbürgertum, welches im Konzert des politisch-wirtschaftlichen Liberalismus die erste Violine spielt, nimmt erst seit einigen Jahrzehnten hervorragenden Anteil an der Leitung der Völkergeschichte; es betrachtet die mit dem hohen Adel verschwägerten und verschwägerten, von ihm gestützten und umworbenen Regierungen als Bundesgenossen, die im Grunde seine Konkurrenten sind und auf deren Geschäftsfreundschaft nur solange zu rechnen ist, als sie einen bedeutamen Teil der Macht, die sie zur Aufrechterhaltung ihrer Existenz und ihres Ansehens brauchen, von den Magnaten des Geldes leihen oder irgendwie einhandeln müssen.

Darum gilt die Parole: wir dürfen die Regierungen nicht selbständig, vor allem nicht so kapitalmächtig werden lassen, daß sie nicht vor oder nach jeder Haupt- und Staatsaktion zu uns an die Börsen zu kommen und uns um die immerdar unumgänglich nötigen Rosen und die Propheten ergebens zu ersuchen brauchen. Ferner erscheint es aus demselben Gesichtspunkte für vorteilhaft, die Regierungen bei dem Volke möglichst wenig in den Geruch kommen zu lassen, daß sie etwas für Land und Volk Nützliches tun könnten, ohne die Initiative, das anspornende Vorbild, den energischen Vortritt und die ganz unentbehrliche Bundesgenossenschaft des, nach dem Schillerschen Motto: Seid umschlungen Millionen — diesen Kuß der ganzen Welt — umschlungen Millionen — diesen Kuß der ganzen Welt — diese — die ganze Welt nämlich — an seinem warmen Busen hegenden und pflegenden, „freien“ Großkapitals.

Solchem Zwecke zu dienen, werden nun alle Mittel in Bewegung gesetzt und über jeden Kezer und Verräter an der goldenen Freiheit der gesammten Volkswirtschaft gerufen, der von

\*) Raffaele Kubattino, der bedeutendste unter den Schiffsbredern Italiens; derselbe, der sich 1860 die Dampfer Lombardo und Piemont aus dem Hafen von Genua wegnehmen ließ, auf denen Garibaldi seine Freischaaren nach Sizilien führte. Er starb Ende vorigen Jahrs.

der Regierung bei irgend einer Gelegenheit mehr verlangt, als sich aufs Zusehen zu beschränken.

In der Kolonialfrage ward die Parole ausdrücklich und gänzlich jedes Mißverstehen wie jede liberale Privatmeinung ausschließend gegeben, — dies genügte auch Herrn Kohns so vollständig, daß er auf der einen Seite seiner Abhandlung der deutschen Regierung zuzumuten wagte, sie sollte sich Marokko oder Korea in die Tasche stecken, obschon das ohne Krieg und ohne bedenklichen Konflikt mit andern europäischen Großmächten nicht zu machen ist, während er auf zwei anderen Seiten derselben Abhandlung für geboten erklärt, der Besitzergreifung herrenloser Ländereien durch den Staat müsse die Besiedlung durch Private vorangehen, weil das allein „gesunde“ Kolonisation sei und weil die Regierung das Land nicht in „Verwicklungen“ mit andern Mächten stürzen dürfe.

Ich sagte: die liberale Parole war ausgegeben, und ich habe nur nötig, auf die Verhandlungen des „Volkswirtschaftlichen Kongresses“ hinzuweisen, der vom 21. bis 23. Oktober 1880 in Berlin stattgefunden hat, Verhandlungen, an die sich Herr Kohns vielleicht nicht erinnert hat, als er seinen Aufsatz schrieb, deren Resultat aber auch auf ihn oder diejenigen Gesellschaftskreise, mit denen er geistig zusammenhängt, ihren Einfluß nicht verfehlt hat.

Der Kongreß diskutierte u. a. die Auswanderungs- und Kolonisationsfrage und kam zu folgendem Beschluß: „Während der Reichsregierung die Pflicht obliegt, die Auswanderung auf Grund bestehender Gesetze unbehelligt zu lassen, sie aber vor Ausbeutung und Bedrückung zu schützen (!), hält es der Volkswirtschaftliche Kongreß für nicht zulässig, daß auf Kosten der Gesamtheit und zu Gunsten einzelner Klassen (!) teure und aussichtslose, wenn auch wohlgemeinte Versuche mit Errichtung irgend welcher Art von Kolonien angestellt werden.“

Der Kongreß hatte einen gleichfalls ungemein sachverständigen Mann, den Herrn Dr. Fr. Rapp, zum Referenten in dieser Frage bestellt und dieser sprach sich u. a. folgendermaßen aus:

„Die englischen Kolonisten haben von Anfang an mit allen nur denkbaren Unglücksfällen, mit der härtesten Not, mit großen Entbehrungen und Sorgen zu kämpfen gehabt. Es hat bei einzelnen Jahrzehnte, bei anderen Jahrhunderte gedauert, ehe sie nur ihr Dasein notdürftig fristen konnten. Die Regierung hat sie gewähren lassen, hat sich anfangs nicht um ihr Gelingen oder Mißlingen gekümmert und daran im ganzen sehr wol getan. Tatsächlich regierten die englischen Kolonisten sich selbst; sie sind aber jener dafür Dank schuldig, daß sie jeden Einwanderer sich auf seine eigenen Füße stellen ließ, daß sie ihn seine Selbstständigkeit und Verantwortung fühlen lehrte. Ein Kolonist wird nie etwas, wenn er von andern gelenkt wird oder auf dritte sich verläßt; es darf sein Schicksal von Anfang an nicht zu bequem und er muß von niemandem abhängig sein. Er muß sich auf eigenen Füßen den Weg bahnen und kann nur sich selbst verantwortlich sein. Der Einwanderer muß in die Höhe kommen oder zugrunde gehen — ein Drittes gibt's nicht. Sich so leicht in die Verhältnisse hineinschlingeln, das ist unmöglich. Er muß mit seiner ganzen Persönlichkeit für sein Fortkommen eintreten, sonst wird nichts aus ihm und mit ihm. In einer Kolonie — und das ist gerade der große volkpsychologische Gesichtspunkt, der das Studium der Kolonien so interessant macht — da stellt sich der niederträchtigste, schlechteste Schurke neben den anständigsten Mann, das sogenannte verbummelte Genie, der Schiffbrüchige, der seinen Beruf verfehlt hat, neben den ehrlichsten von den besten Absichten besetzten Keuling. Leichtsin und Bosheit, Laster und Verbrechen treffen namentlich in einer neuen Kolonie mit gutem Willen und ehrlichem Denken zusammen, und alle diese Bestandteile einer erst werdenden Gesellschaft unternehmen gemeinschaftlich den Wettkampf nach dem Glück. Diesen Leuten schreibt niemand ihre Konduitenlisten; sie tun es selbst, mit dem Revolver und dem „Bowieknife“; aber es ist ein herrlicher Beweis für die Unverwundlichkeit der guten Menschennatur, daß wenn man diesen Kampf um's Dasein sich allmählich

ausstoben läßt, zuletzt doch die Vernunft und Sitte oben bleibt, daß die erhaltenden Mächte des Lebens sich siegreich behaupten und daß schließlich (!) doch noch etwas gutes herauskommt. . . Ein Mann, der sein Vaterland aufgibt, muß notwendigerweise die Fühlung mit ihm verlieren (!). Mit der Verpflanzung in einen andern Boden fängt er an, andere Anschauungen, andere Begriffe in sich aufzunehmen. Er ändert sich, meist ohne es zu wissen, mit seinen Umgebungen, und sobald er an's andere Ufer getreten ist, fließt ihm alles lebendige, unmittelbar wirkende, nicht reflektierte Leben nicht mehr von Deutschland zu. Er wird ein Bestandteil des Volkes, unter das er sich begibt. Beim Kolonisten, der in ein bisher unbekanntes Land zieht, welches er der Kultur erst abgewinnen soll, dauert dieser Prozeß einige Menschenalter länger, einmal, weil seine geistigen Stützen hinter ihm in der Heimat liegen, dann aber, weil er mehr Zeit braucht, um ein selbständiges Leben aus sich heraus zu entwickeln. Wenn er aber schließlich in diesen Entnationalisierungsprozeß eintritt, so gewinnt er ihn nicht etwa durch engeren Anschluß an's Mutterland, sondern durch anfänglichen Ungehorsam, spätere offene Aufsehnung und endliche staatliche Unabhängigkeit."

Ich habe diesen Worten des vielgenannten und vielgewandten Herrn Friedrich Kapp hier nicht allein deswegen einen verhältnismäßig großen Raum gewährt, weil sie an sich recht interessant und für die liberale Anschauung der Kolonisations- und Auswanderungsfrage charakteristisch sind, sondern weil sie auch das ohne Rückhalt, wenn auch mit einem erstaunlichen Aufgebot schöner Redensarten, enthüllen, was Herr Kohns und mit oder wohl vor ihm die „liberal“ gesinnten Herrschaften alle eine „gesunde“ Kolonisation nennen.

Gesund ist die Kolonisation, wenn die Kolonisten Jahrhunderte oder wenigstens Jahrzehnte lang mit allen nur denkbaren Unglücksfällen, mit der allerhärtesten Not zu kämpfen gehabt, —

gesund ist sie, wenn die Kolonisten fleißig an einander mit Revolver und Bowiemesser herumoperieren, —

gesund ist sie, wenn der Kolonist mit seinem Vaterlande die Fühlung verliert, um sie nimmer wieder zu gewinnen.

Sowohl die sehr zahlreichen Vertreter der Ansicht des Herrn Kapp, als auch Herr Kohns werden gegen diese meine übrigens „streng sachlichen“ Ausschnitte aus dem künstlerisch gefügten Phrasentonglomerat der Kapp'schen Rede mancherlei einzuwenden haben.

Die lange Dauer und die Schwierigkeiten des Existenzkampfes ebenso wie die Herrschaft des Revolvers und seines schneidigen Kumpan's, des Bowieknifes, sind unvermeidliche Uebel, unvermeidlich so lange eine Kolonisation in den Windeln läge, — werden sie sagen. Und Herr Kohns wird sogar gegen die Wahrheit des dritten meiner aus Kapps brillanter Rede extrahierten Lehrsätze energisch protestieren, — denn warum wollte er sonst deutsche Kolonien von Deutschland selbst angelegt sehen?

Herr Kapp hätte gut getan, in seiner oben wiedergegebenen Ausführung die angeblich notwendigen Uebel von dem über sie tröstenden, sie an Bedeutung weit überragendem Guten, das die Kolonisation, wie er sie für die einzig wahre hält und wie sie ihm so „herrliche Beweise für die Unverwüstlichkeit der guten Menschennatur“ liefert, äußerlich für jedermann erkennbar zu behandeln.

Dieses Guten ist nämlich in der Tat mehreres ernsthaft zu berücksichtigen.

Einmal ist es in der Tat von durchaus vorteilhafter Wirkung, wenn der Kolonist von den beengenden Schranken, welche ihm im Mutterlande herrschende Anschauungen, Sitten, obrigkeitliche Verordnungen und Gesetze ziehen, frei ist. Dadurch gewinnt er an Selbstvertrauen und geistiger Spannkraft und verliert die Scheu vor körperlicher Arbeit überhaupt, wenn er den sogenannten besseren, sich wirklich oder eingebildetermaßen mehr geistig beschäftigenden Gesellschaftskreisen angehört hat, oder doch die Scheu vor der nicht eigens in mehrjährigem Lehrlingskursus erlernten Arbeit wie auch vor

der niedern Arbeit bis zum Straßenkehren und Stiefelpuzen hinab.

Ferner ist nicht minder vorteilhaft, wenn der Kolonist sich ganz und allein auf sein Können und Vollbringen angewiesen fühlt; wenn ihm die Verhältnisse begreiflich machen, daß er vor der Alternative steht, mit Aufgebot aller Kräfte zu arbeiten und dabei ein wenn schon mühseliges Dasein zu fristen, oder rasch und, ohne daß sich auch nur eine hilfreiche Hand nach ihm ausstreckt, auch nur ein Bettelgroßchen für ihn abfällt, elend unterzugehen. Wer nicht arbeiten, ehrlich und angestrengt arbeiten will, der soll auch nicht essen, — dieser köstliche Bibelgrundsatz soll und müßte in allen Kolonien gelten, — hoffentlich gilt er in nicht allzuferner Zeit nicht nur in Kolonien.

Schließlich ist es auch keineswegs so übel, daß in Kolonien der in seinem Berufe Schiffbrüchige, dann das verbummelte Genie und endlich auch derjenige, der diesen oder jenen schlechten Streich auf seinem Gewissen, diese oder jene kriminelle Bestrafung auf dem Kerbholze der Gerichtsnotorietät hat, „drüben“ neben jeden „bisher noch unbestraften“, selbst neben den wirklich ehrenhaften Mann treten, mit ihm in redlicher Arbeit sich messen darf, wenn er es noch vermag.

Damit sind wir denn aber auch, meiner Meinung nach, mit allem am Rande, was als wirklich nuzenschaffend, segensbringend aus dem Kapp'schen Dithyrambus auf die allerstaatlichen Ordnung baaren, sich selbst langsam aus dem Chaos sozialer Ursprünglichkeit herausarbeitenden Kolonien herausgeschält werden kann. Aber selbst an das, was wir dem aus dem Munde des Herrn Kapp sprechenden Liberalismus zuzugestehen vermochten, müssen noch einige gewichtige Fragen resp. Bemerkungen gehängt werden.

Zunächst die Bemerkung: Wenn es auch entschieden zu billigen ist, daß in den Kolonien kein Vorurteil dem Berufslosen, dem Verbummelten und dem ehemaligen Sträfling als Gleichberechtigter neben Besseren seinen Unterhalt zu erarbeiten unmöglich macht, — so ist es doch kaum gut oder gar herrlich, daß die stets zur Zuchtlosigkeit sich auswachsende Ordnungslosigkeit dem Stroh erlaubt, mit dem Revolver oder dem Bowiemesser in der Faust dem arbeitsamen und braven Menschen das ehrliche Erworbene abzunehmen oder mit Hilfe der Spielbant oder des Würfels, des Pferdediebstahls oder sonstiger Ränke und Halunken abzuschwindeln und abzujauchen?

Die liberalen Kolonialanarchisten vom Schlage des Herrn Kapp werden antworten: Der Brave mag sich und wird sich mit dem Revolver verteidigen, und wer zwingt ihn zu spielen?

Schon recht! Unglücklicherweise kann das Verteidigen nicht früher beginnen, als das Angegriffenwerden, und was ein rechter Revolverheld ist, der weiß in den meisten Fällen seine Angriffe so einzurichten, daß die Verteidigung erst im besseren Jenen beginnt. Und das Spielen und sonstige Begaunertwerden? Wer die Langeweile eines über alle Massen eintönigen Kolonistenlebens kennt, wer da weiß, daß unter zehn Menschen kaum einer dem immer wieder vor sein Auge tretenden bösen Beispiel zu widerstehen die moralische Kraft hat, wer da an sich oder andern die täglich, stündlich von neuem einzuheimende Erfahrung gemacht hat, daß die ehrlichen Leute fast immer und bis in den tausendsten Wiederholungsfall die vertrauensseligen und jedem Schurken bequemen Leute sind — der wird ohne weiteres zugestehen, daß da, wo die einzigen Regulatoren des sozialen Lebens Revolver und Bowieknife sind, die Chancen der Schurken, ihr Leben zu fristen und sogar zu Vermögen zu gelangen, gegenüber denen der Ehrenmänner anfänglich sicherlich mindestens wie zehn zu eins stehen.

Treulich wird trotzdem die Anarchie nicht gar zu lange dauern, „Vernunft und Sitte“ oder vielmehr eine stetig sich mehr festigende politisch-soziale Ordnung wird das jammervolle Ungetüm der Anarchie verdrängen.

Aber ob daran nur oder hauptsächlich die herrliche, unverwüstliche Menschennatur Schuld ist, scheint mir doch sehr die Frage; gar oft entdeckt der Geschichtsforscher im Dienste der

Kultur schlimme Gesellen — die schmutzigen und schlechtesten Eigenschaften des Menschen sind nolens volens mit am Werte.

Wenn sich der Held des Revolvers oder Bowieessers, der Künstler des Paschwerfens und Volteschlagens allgemach mehr „verdient“ hat, als er in allernächster Zeit zu verliedern gedenkt, da kommt so sicher, wie zweimal zwei vier ist, auch über ihn der Eigentumsrappel, — oder, um mich möglichst poetisch auszudrücken, — der moralisch erhebende Hauch der Heiligkeit des Eigentums weht auch ihn an. Er sagt zu sich selbst: du hast nun Raub und Betrug nicht mehr nötig, — er wird gerührt und denkt: nun könnte man das eigentlich abschaffen. Du willst dich um dein Sauererworbenes nicht mehr raufen, du willst auf deine alten Tage genießen und deine Kinder sollen dereinst anständige, ruhige Bürger sein, deine Mittel erlauben ihnen das! Und so begibt er sich dann irgendwohin, wo man ihn nicht so genau kennt, schließt womöglich mit den Pfaffen, die überall in der Welt die Werbetrommel für die ewige Seligkeit schlagen, Frieden und Freundschaft, unterstützt sie nach Kräften bei dem Gründen frommer Gemeinden, läßt sich in ein bürgerliches Gemeindeamt wählen und — — Vernunft und Sitte, nicht besser und nicht schlechter, als sie so im Durchschnitt zu sein pflegen, halten an der Hand des Revolverveteranen und des invaliden Tempelritters Einzug in das bisher chaotische Sammelstadium abenteuerlicher, mit Gott und der Welt zerfallener Existenzen.

Die Bemerkung ist etwas lang ausgefallen; umso kürzer ist die Frage: Wo finden denn unsre gegenwärtig zu Hunderttausenden auswandernden Landsleute so primitive Zustände als sie der Vertreter des Liberalismus im Auge hat? In den Vereinigten Staaten von Nordamerika? Von tausenden gehen doch keine zehn soweit gen „Westen“, daß sie keine Spur staatlicher Ordnung mehr erreicht, wenn das überhaupt noch geschehen kann. In Südbrazilien oder Centralamerika?

Das Idealland für Ihre Kolonisation, meine Herren Liberalen, ist, sofern wir Wege und Ziele unsrer Auswanderlegionen ins Auge fassen, ein Nirgendheim, — Herr Kapp hat phantasirt ins Blaue hinein — —

Freilich freier, in politischer oder sozialer Beziehung, ist jeder Kolonist, selbst — wir so unbändig freien Deutschen, als er im Mutterlande war. Der väterlich besorgte Schutzmann, der um 11 oder 12 Uhr Wirtschaftsrufe gebietet; der wildfreundliche Gensdarm, der jeden mit etwas ähnlichem, wie ein Schießgewehr, Bewehrten draußen auf dem Felde nach der Jagdarte frägt; der ganz heimlich das Staatsgebäude stützende Kriminalwachmeister, Meister im Gehorchen und Horchen, welcher darüber wacht, daß niemand im Land über den Prinzen Y oder den Minister X etwas unehrerbietiges laut oder leise denkt; — — der Bureauchef oder der Fabrikherr, der seine politische Religion für die allein seligmachende hält und seine Untergebenen mit

aller Gewalt damit zu beglücken strebt, — sie alle folgen dem Auswandernden weder nach der Republik Nordamerika noch nach dem Kaiserreich Brasilien — soviel steht fest.

Auch unsere Standesvorurteile, unsere Verachtung der niederen Arbeit, gleichwie die Verachtung dessen, der Gefängnis und Zuchthaus bloß von außen kennt, auch vonseiten jenes, der es mit dem Nermel gestreift hat, gegen den, der darin frei Quartier genossen, und — auch sie sammt mancher andern Schwäche und Narrheit, manchem Stück Pöppel bleiben bei uns im Lande und nähren sich redlich.

Aber wäre denn die deutsche Regierung, wenn sie Kolonien gründete, Land dazu erwürbe oder sich aneignete, wirklich ganz unfähig, freiere Zustände im anderen Weltteile zu dulden, oder um die Sache gleich korrekt anzufassen, wäre sie überhaupt fähig, all' das Gerümpel von Vorurteilen, Bräuchen und Mißbräuchen, die die Schaffenkraft eindämmen, in den Kolonien zu konferviren? — Und hiermit sind wir denn bei den Hafen angelangt, von denen ich eingangs des ersten Artikels schrieb.

Erwirbt Deutschland irgendwo in der Welt Landstriche zum Zwecke der Kolonisation, so muß es den Kolonisten ein vollgerüttelt und geschüttelt Maß persönlicher Freiheit und auch eine tüchtige Portion politischer Freiheit gewähren, sonst wird die Kolonie nimmer zur Blüte gelangen, sonst kann die Regierung mit ihren Räten und Subalternen, mit ihren Polizisten und Soldaten und Sträflingen allein Kolonisten spielen, — der Zug der Massenauswanderung aus Deutschland ginge nach wie vor zum unendlich überwiegenden Teile nach der großen transatlantischen Republik und daneben nach Brasilien, Centralamerika, Australien u. s. w.

Große für Deutschlands Zukunft bedeutsame Kolonialprojekte kann die Reichsregierung also gar nicht ausführen, ohne daß sie ihre Kolonien und deren Bewohner sich mindestens so selbst überläßt, wie es England tut. Ja Deutschland muß an Freisinnigkeit selbst mit Nordamerika wetteifern, und da dies bloß in den Kolonien unumgänglich notwendig ist, so würden vielleicht auch die Herren Staatsmänner sich schließlich dazu bequemen.

Freilich das böse Beispiel — die Zugluft der Unabhängigkeit, der ernstlichen Opposition, der von den Kolonien ins Mutterland herüber wehen würde?

Es ist möglich, daß wir schon längst eigene Kolonien hätten, wenn man an maßgebender Stelle das nicht bedacht hätte und immer noch bedächte.

Run — die Weltgeschichte hilft solcher Bedachtsamkeit zuweisen rasch auf die Weine. Herr Hofrat Kohlsch meint, in zehn Jahren ist es zu spät für Deutschland, und wenn er jemals wahr gesprochen, so hat er es allem Menschenermessen hier getan. Die anderen liberalen Herren freilich meinen, daß Deutschland Zeit hat, sie haben auch immer Zeit — das Frühauftreten ist nie ihre Sache gewesen.

## Seydel, das Evangelium von Jesu in seinen Beziehungen zur Buddhalehre und Buddhafrage.

Endlich ist von berufener Seite die große, Jahrhunderte lang nur leis berührte Frage nach dem Zusammenhange des Christentums mit dem Buddhismus in ersten Angriff genommen. Die Wissenschaft der vergleichenden Religionskunde beweist mit dieser Tat ihren Ernst und ihre Redlichkeit. Denn es ist eine Tat, es ist ein Wagnis: der Christenheit gradeheraus zu erklären, daß ihre heiligen Urkunden auf den Ueberlieferungen des Buddhatumms beruhen, aus ihnen zumteil wörtlich hergeleitet sind. Unter Vorurteilslosen konnte darüber schon längst kein Zweifel mehr bestehen! Die Verwandtschaft war zu augenscheinlich — und da man ohne weiteres annahm, daß die Buddhalliteratur älter sei, blieb eben nur übrig, aus ihr die Evangelienmythen abstimmen zu lassen. Das war aber doch immer bloß eine Annahme. Den Beweis hat erst Prof. Dr. Seydel in seinem soeben erschienenen, obengenannten Werke angetreten, dessen Inhalt wir im Folgenden kurz wiedergeben.

Der Verfasser leitet die Berechtigung zu seinen Untersuchungen aus paulinisch freien christlichen Grundätzen her und beruft sich zugleich auf Leissings Wort: „Das Christentum sei älter als seine heiligen

Bücher.“ Die auf derart von ihren Anhängern geheiligten Urkunden und schriftlich fixirten Ueberlieferung beruhenden, von Max Müller als allein maßgebend angenommenen sechs Buchreligionen könne man noch beliebig an Zahl vermehren; z. B. durch die assyrische, der Bibel verwandte, heil. Literatur u. s. w. Bei allen aber bleibt der Gläubigen Regel, ihres Glaubens Entstehung sich durch einen überfinnlichen Einfluß zu erklären, während doch die Religionsstifter selbst jederzeit lebhaft gegen solche Wundermacherei protestirten, da ihre Aufgabe von ihrer eigenen Seele stets rein geistig gefaßt sei. Im Gefühl nämlich ihrer inneren unbedingten Wahrheit und selbstbewußten göttlichen Heiligkeit verschmähen sie jedes äußere Zeugnis. Folglich scheint dem Verfasser, vom allgemein menschlichen oder streng unparteiisch-historischen Gesichtspunkt aus, eine hervorragende Glaubwürdigkeit der geistlichen Ueberlieferung in allen jenen äußerlichen, sagen wir „mythischen“ Beweismitteln so wenig vorhanden, daß vielmehr die Annahme eines Einwirkens buddhistischer Vorbilder auf die christlichen Evangelien und auf die zunächst sich anschließenden neutestamentlichen Schriften große Wahrscheinlichkeit für sich habe. Gründe dafür seien — abgesehen von: a) der Gleichheit vieler Mythen, die sich gewissermaßen „religionsgesetzlich“ aus ähnlichen und naturgemäß erklärbaren Entstehungsurachen herleiten lassen, deren Anfänge mithin auf der menschlichen Phantasie-

beschaffenheit als ihrem allgemeinen Fruchtboden beruhen; — b) die nur durch Nachahmung, nicht durch zufällig gleiche Phantasiwirkung, erklärliche Uebereinstimmung zahlreicher Einzelheiten; als da sind alle aus der Buddhaliteratur herübergenommene Mythen, die wenigstens noch ungezwungen sich in die hebräische Vorstellungsweise hineinsetzen, nämlich: 1) Die „Verkündigung“ — etwas Häufiges an sich — man denke nur an Cyrus, Romulus, Confucius, Alexander, Dschingischan u. s. w. —; aber in der evangelischen ganz bestimmt von anderen unterschiedenen Fassung unzweifelhaft dem buddhistischen allein entsprechenden Urbilde nachgeformt; 2) der Stern der Magier und ihre Geschenke; 3) die Huldigung durch Asita (Simeon); 4) das Suchen der Eltern, ganz natürlich im Zusammenhang der Buddhabiographie; sehr gezwungen und in einer etwas weithergehenden Umbildung hereingezogen in die Evangelien Geschichte; 5) die zu Buddha kommenden Nischijünger mit ihrem Wiederabfall und spät erneuten endgültigen Anschluß offensichtlich nachgebildet in der Erzählung von Johannes des Täufers zu Jesu übertretenden Jüngern; 6) die Taufe; 7) die Veruchung; 8) die Reihenfolge der fünf ersten Jünger; 9) die Seligpreisungen in der „Bergpredigt“; 10) die Ausendung der Apostel; 11) das Pfingstwunder; 12) Ausdrücke wie: „Wer Ohren hat zu hören“ und alle Hymnen oder Hymnenlänge bei Lukas, die der buddhistischen heiligen Liturgik treu nachgearbeitet sind. c) Die nur aus blinder Abschreiberei begriffliche Wiedergabe solcher Gedanken und Erzählungen, deren Fundament allein und rein brahminisch sei, die also ganz und gar jeder religiösen Basis im palästinenischen Gewande entbehren: nämlich 1) die Darstellung im Tempel, 2) das Fasten (in seiner spezifisch indischen Form), 3) die Anspielungen auf eine Präexistenz Jesu, die ganz und gar unjüdisch gemacht werden müssen, 4) die Vereinerlichung des, beim Evangelisten durchaus verständlich erwähnten Feigenbaumes, Joh. 1, 48. — 5) die im Mosaismus unbegreiflichen Hindentungen auf die Idee der Seelenwanderung z. B. bei der Geschichte vom Blindgeborenen, Joh. 9., der „vor seiner Geburt gesündigt zu haben“ gedacht werden soll — ein Gedanke, entschieden undenkbar für jüdische Weltanschauung, dagegen allgemein angemessene, in zahllosen Wendungen wiederholt ausgeprochene und uralt herkömmliche Anschauung des indischen Bewußtseins. — Hierzu kommt endlich die nur aus des Verfassers Hypothese zu erklärende merkwürdige Tatsache, daß alle und jede Uebereinstimmung aufhört, sobald des buddhistischen Evangelienbuchs Schlußpunkt im neuteamentlichen Erzählungsgeange erreicht ist. So gliedert der Verfasser die oft schon von zahlreichen Forschern berührten Uebereinstimmungspunkte, die er zu ferneren Untersuchungen insgesammt aufgeführt hat und deren Ueberfahrt wir nachstehend wiederholen, da uns eine solche Wiederholung bei der Neuheit der Sache für das größere Publikum notwendig scheint. Die Ähnlichkeiten nämlich sind in ihrer Reihenfolge nach der synoptischen Biographie Jesu aufgezählt folgende: 1) Genealogie, 2) Englischer Gruß und Verkündigung, 3) Empfangnis vom heiligen Geiste, 4) Wunderzeichen schon vor der Geburt, 5) der Stern der Magier, 6) Bethlehem, die Davidsstadt, wie Kapitavabte, Buddhas Geburtsort, heil. Urhahnenwohnsitz war, 7) Hirten und Engel bei der Geburt, 8) Gold, Weihrauch und Myrrhen, 9) Simeon (Asita), 10) Hymnen, 11) Herodes Furcht, Erkundigungen und Anschläge, 12) Namensgebung, 13) Tempelabstellung, 14) Suchen der Eltern nach dem Sohn, 15) Frühreise desselben, 16) „Damit erfüllt werde, was gesagt ist“, 17) die „Stimme des Predigers in der Wüste“, 18) langes Fasten, 19) Taufe, 20) Veruchung, 21) Wortläufer, 22) Berufsweihe, 23) Alter von etwa 40 Jahren, 24) Feigenbaum, 25) Jünger, 26) Amtsantritt, 27) die Seligpreisungen (Bergpredigt), 28) „Heimatlos, ehelos, arm“, 29) „Auf Bergen“ u., 30) „Es jammerte ihn des Volks“, 31) Arzt, Heiland, Erlöser, 32) Universal: für Zöllner, Sünder, Magdalenen und Samaritanen, 33) das Heilsziel, 34) die Heilswege, wechselnd wie im Christentum zwischen bloßer Verheiligkeit und reiner Glaubensfestigkeit, bald auch nach Art der Christenketten bald dies bald jenes, Gnadenwohl u. s. w., betonend, jedenfalls im Christentum gleich ebenso doktrinär dogmatisch verdundelt; 35) Wer sein Leben läßt, der wird es finden; a) Selig sind die Armen („Verkaufe was du hast“); b) Wer sich erniedrigt, wird erhöht; c) Selig sind die Verfolgten; d) Reiche dein Auge aus r. — 36) Speziellere Moral, 37) Gleichnisse, z. B. Licht und Finsternis, Sonne, Feuer, Regen, Wasser, Bäume, Pflanzen, Wachstum, Gras, Senfforn, Juwel, Perle, Schätze und Spreu, Haushalter, Lampe, Bände, Stride, Last, Weg, Pforte, Blinde, Blindenleiter, Arzt und Kranke, Reicher und Knecht, Erbe, Vater, Hausherr, Verlorener Sohn u. s. w.; 38) Verhältnis zu Gott, Offenbarungsbewußtsein, 39) Wunder, 40) Erfolge, 41) Kämpfe und Anfeindungen, 42) Jüngerunterweisung, 43) Todesahnungen, Abschiedsreden, 44) der Parabel, 45) Zukunftsreden, Weltkatastrophen, 46) „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut“, 47) die Dreizahl, 48) Einzelne Redeformeln, z. B. „Wahrlich ich sage euch“ — „Ich, trinkt, sei fröhlich“ — „Wer Ohren hat, zu hören, der höre“. — 49) bloße Verbindungsphrasen, z. B. „Zu dieser Zeit“ u. dgl. m. Manches davon nur leise anklingend besonders der Stil und Ton in Jesu Dialog mit Schriftgelehrten u. s. w. 49) „Gehet hin in alle Welt“, 50) Tod unter Wunderzeichen, Kleiderverteilung, 51) Der Sündenlohn.

Höchst anziehend ist die Betrachtung des Parallelismus im Weiterfortgang der beiden Weltreligionen. Die buddhistische Patristik und Kirchengeschichte erscheint wie ein Prototyp der christlichen, nur folgerechter und originaler, auch großartiger, wie ja schon das Papsttönigtum des tibetischen Dalailama oder Oceans der Priester

unendlich erhabener ist als der schwache Abglanz des jesuitengestützten römischen Hierachieverfuch, dem trotz aller Mühe nie unbedingte Göttlichkeit zuteil ward. Sogar in Kleinigkeiten ähneln das Christentum seinem Prototyp: so weiß man, daß jener Mönch sich für größer denn Gott erklärte, weil er selbst im Abendmahl Gott durch Transsubstantiation schaffe. Die buddhistischen Mönche predigten ähnlich: wer einen Gezeausleger beleidigt, ist ein größerer Sünder, denn der den Allwissenden (Buddha) selber lästert. Dr. A. P.

## Auch ein psychologisches Rätsel.

Schattenriß aus der Kulissenwelt. Von Eduard Müller-Gaenger.

### Panem et circenses!

Das eine — panem, sein täglich Brot — findet der, der arbeiten will, wird behauptet; das andere — circenses, Lebensgenuß — findet das Volk nicht in den überreichlich gebotenen Konzerten, Salonlustspielen und Soldatenkomödien unserer heutigen Theater, behaupte ich. Im Zirkus und in der Seiltänzerbude wird man für seine paar Groschen auf den Olymp verbannt. Wer nicht stoffeste Weichen, Ellbogen-Talent und den gehörigen Fernblick hat, sieht sich um den Genuß betrogen.

Da hat denn das Bedürfnis eine neue Gattung von Kunstproduktion geschaffen, das sogenannte Theatre varié, dessen Prototyp Apoll schon wegen des Nebengeruches von Tabak (das Theatre varié genießt allein das Privileg, daß in ihm geraucht werden darf, weshalb es auch mit „Rauchtheater“ kurzweg überjert zu werden pflegt) verschmäht hat. Die Schwingung ist das Grundprinzip so ziemlich aller dabeilbst geschlürften Genüsse. Am Trapez schwingt sich Miß Wanda; in ihren Zähnen schwingt sie gleichzeitig Zentnerlasten. Der musikalische Neger schwingt zähnefletschend die Ziehharmonika. Aus der Kehle der feischen Chansonettensängerin schwingen sich reine und unreine, richtige und falsche Töne und verzerzen die Gefühlsnerven von Alt und Jung in Vibrationen. Der Kraftmensch schwingt Eisenstangen, die zwei Mann gewöhnlicher Konstitution mühsam heben, wie Spazierstöcke um die Ohren.

Kraft ist alles: die Zungenfertigkeit des Couplet-Komikers, die Unverwundlichkeit der Chansonette, die Kinnbäden der Miß Wanda, der Naden des Hercules: die Kraft setzt sich um in Wärme und Wärme ist Wohlbehagen. Der Ruf nach circenses ist gestillt mit Wohlbehagen. —

Wir sitzen in Theatre varié. Hier und dort ringsum; Tabakwolken ziehn darüber hin. Die interessanteste Nummer des Programms kommt an die Reihe: die ans Unglaubliche grenzenden Kraftproduktionen des Herrn Ferrand Rodrigo, genannt der Hercules des Jahrhunderts.

Er tritt aus der Kulisse und verneigt sich zweimal vor dem Publikum. Der erste Eindruck ist: Muskulatur; der zweite: eine natürliche Grazie, ein Zug von Gutmütigkeit in dem verhältnismäßig kleinen Kopf.

Er leistet Erstaunliches. Er hebt Zentner wie Federbälle, balancirt Menschen auf den Armen und läßt sie unbeschädigt nieder. Er macht alles mit einer gewissen großmütigen Miene, als wollte er sagen: „Ich habe die Kraft, diese Säulen, die Stützen des Saales umzureißen und euch unter seinen Trümmern zu begraben; aber lebt, ich schenke euch das Leben; obwohl ich der Mächtigere, bin ich doch friedlich gesinnt; ich bin einmal heute in der Geblauene.“

Jetzt mißlingt ihm etwas in Folge der Ungeschicklichkeit seines Dieners. Die Zornadern schwellen ihm auf der Stirn, das Blut schießt ihm zu Kopf, er schleudert ein paar vernichtende Blicke auf seinen Diener, der erbleichend und furchtbar zurücktritt. Die Zornesaubrüche dieses Menschen müssen furchtbar sein, sagen wir uns. Es ist gewiß eine durch und durch rohe Natur; gefühllos, rücksichtslos läßt er sich im Vertrauen auf seine körperliche Ueberlegenheit bei dem geringsten Vorkommnis zu den brutalsten Handlungen hinreißen. Diese Betrachtung verleidet uns den ganzen Kunstgenuß, denn wir erblicken in seinen Kunsttücken nur noch die Folge einer einseitigen Ausbildung der Muskulatur unter Vernachlässigung der dem Menschen nötigen Pflege des Geistes und des Herzens. Ja, ja, die stumpfen Gesichtszüge, diese niedrige Stirn sagen genug. Seine letzte Produktion eklekt uns geradezu an: er läßt einen schweren Ambos auf seine Brust setzen; vier Männer beginnen große Schmiegedämmen mit aller Wucht auf denselben zu schlagen. Der Hercules, dessen ganzer Körper unter den Schlägen zittert, betrachtet sitzrundernd und scheinbar kaltblütig die Schmiedegesellen. Wir blicken weg. Die Produktion ist zu Ende. Vom frenetischen Jubel der Menge begrüßt, die das Rohe, Gewalttätige liebt, verbeugt er sich mit leuchtender Brust und verschwindet.

Unter Nachbar kennt zufällig die Lebensgeschichte und den Bildungsgang des Herrn Hercules genau. Er heißt nicht Ferrand Rodrigo und ist auch nicht spanischer Herkunft; seine Wiege stand vielmehr am Ufer der Pleiße zu Leipzig, und er heißt wie sehr viel andere Leute mehr, nämlich Schulze. Rodrigo klingt nur besser. Er war seines Zeichens Metzger und hat wiederholt wegen gewalttätiger Handlungen im Gefängnis sitzen müssen.

Während wir auf diese Weise der letzten Illusion bezüglich seiner Künstlernatur beraubt werden, schwärmen am Lebentisch ganz ungenirt junge Damen, denen man die Leichtgläubigkeit und Gedankenlosigkeit auf zwanzig Schritt ansieht, von dem herrlichen Körperbau, dem schönen

Kopf und den feurigen und doch sanften Augen des Herrn Ferrand Rodrigo.

„Dem kann es nicht an Erobrungen fehlen“, sagt die eine. „Da irrt ihr euch sehr“, sagt die andere. „Der fragt nach niemand; er ist verheiratet und wohnt mit seiner Frau bei meiner Tante. Sie soll aber ein Scheusal sein, eine wahre Kantippe. Tag für Tag regnet es Schläge in ihrer Wohnung, und was das Beste ist, nicht er prügelt sie, nein, ungeliebt, sie prügelt ihn.“

Die übrigen lachen die Erzählerin aus. Auch uns erscheint das Gesagte als der helle Wahnsinn. Dieser allem Anschein nach so rüde Patron war' der letzte, sich prügeln zu lassen. Oder sie muß ein Kiesel sein und ihm an Körperkraft überlegen, so daß den Prügeln stets ein Ringkampf voranzugehn pflegt. Dann ist es allenfalls möglich.

„Seine Frau holt ihn jeden Abend aus dem Theater ab, aus Eiferfucht, er könne einmal eine andere nach Hause bringen.“ —

Hrrr, ein ander Bild. Ueber die Chansonette haben wir den Hercules ziemlich vergessen. Bald haben wir den ganzen Schwindel satt und brechen wenig erbaud auf.

Wie wir den Haussturz passiren, schreitet eine auffallend häßliche Frauenperson an uns vorüber. Ist das ein giftiger Mensch, ist das ein verbissener Mund, ist das eine breitgedrückte Nase, sagen wir unwillkürlich. Senes gewisse Etwas in Kleidung und Benehmen, das schwer zu definiren, aber auch schwer zu verkennen ist, verkündet, daß die Person zum „Bau“ gehört, nämlich zur Künstlerkastei des Theatre variéte, oder wenigstens als Gattin oder Verwandte Fühlung mit diesen Kreisen hat. Mit besonderem Raffinement hat die kleine, ganz abscheuliche Dame durch ungewöhnlich große Ohrringe, durch Brosche, Ringe, kostbaren Pelzbesatz ihre Häßlichkeit in allen Einzelheiten auffallend gemacht. Wie vom bösen Geist getrieben, trippelt sie auf und nieder, den Vorübergehenden in unverkämter Weise den Weg vertretend. Wir bleiben einen Augenblick stehen, das Naturwunder von Häßlichkeit und pfaunenartiger Gepräuztheit anzustarren.

Da öffnet sich die Thür zu den Garderoberräumen des Künstlerpersonals, und heraus tritt, in einen einfachen dünnen Rock gehüllt, einen etwas schäbigen Calabreser auf dem Kopf, einen dicken wollenen Shawl um den Hals gewürgt, der „schöne“ Rodrigo. Ihn erblicken und mit einer Flut von Schimpfreden auf ihn losstürzen, ist bei dem kleinen Monstrum von Häßlichkeit eins. Wie gebannt bleibt er stehen und blickt mit tödlich verlegenen Blicken auf das Publikum, das sich rechts und links ansammelt.

„Ist das ein Benehmen für einen Ehemann? Mit den geschminnten Dirnen will der Kerl sich umhertreiben! Du niederträchtiger Mensch, du Betrüger, komm' du mir bloß nach Hause!“ Mit solchen Invektiven fährt und zischt sie in ihn hinein wie eine giftige Schlange. Plötzlich packt sie ihn am Handgelenk und zieht ihn auf die Straße hinaus und fort. Er stolpert geduldig mit.

Wir sehn uns groß an. Ist es die Menschenmöglichkeit? Das ist die Omphale des Hercules; vor ihr beugt sich der Gewalttige, um sie demüthigt er sich? Aber Omphale war schön, war eine Fürstin. Sie hingegen ist ein Ausbund von Häßlichkeit und offenbar von Gemeinheit. Wie hängt das Wunder zusammen?

Das muß ergründet werden. Von dort kommt das Geleise. Das sind sie. Wir gehen fünf Schritte hinter ihnen. Es weht eine eiskalte Nachtlust uns entgegen. Dank ihr entgeht uns kein Wort.

„Du miserables Subjekt, du verdienst meine Liebe gar nicht, wenn du mich auf solche Weise hintergehst,“ schreit sie. Er hält den Shawl vor's Gesicht, denn er ist noch über und über in Schweiß, und versetzt mit einem so grundgütigen, herzlichen, schlichten Ausdruck, wie dessen nur ein gutes, wohlwollendes Herz und ein schuldsreies Gewissen fähig ist:

„Mein liebes Mäuschen, ich wiederhole dir nochmals, du irrst. Beruhige dich doch; es ist mir nicht eingefallen, mit einer der Chansonetten ein Wort zu sprechen. Ich weiß, du wünschst es nicht; gut, ich unterlasse es. Ich kümmerge mich um niemand.“

„Du infamer Lügner,“ keift sie und versetzt ihm einen Fußtritt, „ich habe im Publikum gestanden, ganz hinten, und habe wohl gesehn, wie du mit Miß Wanda, die in den Kulissen stand, kokettirt hast.“

Er will etwas erwidern und verfällt in einen starken Husten. Sie läßt ihn nicht zur Ruhe kommen und schimpft, daß unser Innerstes sich empört.

Wie kann sie es wagen, den Löwen so zu reizen? fragen wir uns. Ein Druck seines kleinen Fingers und er kann sie zerknuden wie eine Biene. Seine Großmuth ist es also, die der Zankteufel mißbraucht. Horch, er verteidigt sich wieder:

„Sieh, ich habe dich so lieb, daß mir nicht der Gedanke an eine Untreue beikommt. Das schönste Weib kann mich nicht fesseln, weil ich dir zu gut bin, weil ich mich zu deinem Beschützer und Ernährer gemacht habe. Haben wir nicht so viel trübe Zeiten mit einander durchgemacht, wie könnte ich das jetzt vergessen, da es uns gut geht?“

Mit diesen Worten schlingt er seinen Arm um ihre Taille und neigt sich zärtlich zu ihr nieder. Plötzlich erfolgt ein Schlag. Er fährt zurück, sie hat es gewagt, dem Hercules eine Ohrfeige zu geben! Er erwidert kein Wort, hält sich die Wange und schreitet geduldig mit ihr weiter.

So viel Zartgefühl, so viel Rücksicht gegen das schwache Geschlecht, so viel Großmuth bei so viel strozgendem Ueberfluß von Kraft! Wir

haben uns sehr in ihm getäuscht; aber ein Rätsel, ein Widerspruch bleibt es trotzdem, ein Spiel der launigen Natur!

Ein Jahr nach jenem Abend im Theatre variéte war verstrichen. Wir hatten die Geschichte mit dem Hercules und seiner Omphale schon halb vergessen, als uns der Zufall wieder in jenes Lokal führte. Die Programme verkündeten unter anderem: „Erstes Wiederauftreten des Herrn Ferrand Rodrigo, genannt der Hercules des Jahrhunderts, nach seiner Krankheit.“

Wir sollten unsern Freund wiedersehen; aber wie? Statt des vollen Haupthaars einige spärlich gesäte Härchen, das Gesicht gealtert, die Miene finster, das Licht der sonst so freundlichen Augen erloschen. Woher diese Veränderung?

Der Nachbar, ein Habitué, war auch wieder da und erteilte uns folgende Auskunft: „Eine Erkältung, die er sich an jenem Abend zugezogen haben mußte, warf ihn auf's Lager. Er wurde ins Krankenhaus geschafft. Er hatte eine Lungenentzündung und schwebte am Rand des Todes. Die Aerzte gaben ihn auf. Da verließ ihn auch seine Frau treulofer Weise. Sie, an die er seinen ganzen Verdienst gehängt hatte, die in Gold und Seide prangte, während er beinahe dürftig einherging, vor der er niederkniete, um sich schlagen zu lassen — denn sie war zu klein, um an ihm hinaufslangen zu können, — die er liebte, während sie ihn zankte und mißhandelte, sie verließ ihn und ließ ihn in bitterer Armut zurück. Der Schmerz um ihren Verlust zog ihm ein Nervenfieber zu. Aber seine starke Natur ließ ihn genesen. Seine Kolleginnen erzählen, er sei still und menschenscheu geworden; sehn Sie nur, mit wie viel Anstrengung im Vergleich zu früher er produziert.“ —

Wir konnten den Mann nicht ohne Mithrang betrachten. Er war roh und ungebildet. Die Liebe hatte ihn geädelt und nun — gebrochen. Er, der Robuste, war in seinem Gefühlsleben unbegreiflich fein, zart und weich.

## Ein ungekröntes Preisgedicht.

Vor einiger Zeit schrieb die Wiener „Deutsche Zeitung“ eine Preis-konkurrenz für die beste „österreichische Hymne“ aus. Nachstehendes Gedicht wurde von einem (etwas naiven) Poeten eingeschickt und natürlich nicht „gekrönt“.

Wo Kraft und Mut x.

Ob frei und kühn in lauter Städte Mitte  
Der deutsche Geist die Adlerschwinge regt,  
Ob treu und schlicht die deutsche Art und Sitte  
Ein einsam Haus im stillen Walde hegt —  
Es braust in dieser Stunde  
Von deutscher Männer Munde:  
Und wär's euch allen noch so unbequem —  
Wir sind und bleiben deutsch, trotz alledem!

Was wir erkauft mit Blut und Schweiß und Tränen,  
Was wir erkämpft in ehrlichem Gefecht,  
Wir haltens fest mit Nägeln und mit Zähnen,  
Wir steifen uns auf unser gutes Recht.  
Ihr mögt die Lippen nagen —  
Uns wird man nicht verjagen;  
Ob klar das Auge, ob es trüb und naß,  
Wir sind und bleiben deutsch, in Lieb und Haß!

Wir waren stets das Bindeglied der Stämme,  
Und wenn die Flut von Süd und Osten droht,  
Wir sind der höchste, feste der Dämme —  
Wozu an beiden rütteln ohne Not?  
Es wird euch wenig frommen,  
Ihr werdet weit nicht kommen,  
Und wir uns beugen? Ist nicht deutscher Brauch!  
Wir bleiben Deutsche, bis zum letzten Hauch!

Von Lissas Strand zum Paß des roten Turmes  
Ruft zu den Waffen mahndend uns die Pflicht.  
Schon sind die Boten da des großen Sturmes —  
Er komme nur! es ist der erste nicht!  
Es ward in diesen Landen  
So mancher überstanden!  
Gesunde Kraft, sie jauchzt in der Gefahr:  
Wir sind und bleiben deutsch auf immerdar!

Und winkt Germania nicht den treuen Söhnen?  
Wo ist der Feige, den die Prüfung schreckt,  
Wenn jeder Jubelruf und jedes Stöhnen  
Ein Echo rasch in tausend Herzen weckt?  
Germania, du hehre,  
Nun gilt es deine Ehre!  
Tief in den Osten haun wir dir die Bahn —  
Wir sind und bleiben deutsch, allzeit voran!

Wir werden nie dem grimmen Feind zum Raube,  
Wenn Schulter wir an Schulter treulich stehn,  
Und felsenfest sei an den Sieg der Glaube,  
Denn solcher Glaube läßt nicht untergehn!  
Wir sind gefaßt auf alles  
Und rufens lauten Schalles:  
Durch Kampf zum Sieg, zur Herrlichkeit durch Not!  
Wir sind und bleiben deutsch bis in den Tod!

**Das Fingerhakeln.** (Illustration S. 148 u. 149.) Der kraftbegabten Menschen inwohnende Drang, die Stärke ihrer Muskeln zu erproben und sich mit andern zu messen, zu Zeitvertreib und Kurzweil wie zur Erhöhung des Ansehens, hat in früheren Zeiten allerlei gymnastische Spiele entstehen lassen, denen teilweise eine gewisse Robheit anhaftet und die zu beliebten Volksbelustigungen geworden sind, heutzutage aber, wo die Gymnastik der Geister die der Leiber fast verdrängt hat und die Menschen mehr mit Zunge und Feder als mit der Faust sich zu messen pflegen, als eigentliche Volksspiele nur noch bei Volksstämmen angetroffen werden, die sich ihre Urwüchsigkeit bewahrt haben, in Gegenden, wo eine höhere Kultur noch nicht sehaft geworden. Zu den Spielen dieser Art gehört auch das sogenannte Fingerhakeln, das gegenwärtig noch in Oberbayern, besonders im Isarwinkel, heimisch ist und von dem unser Holzschmitt ein drafisches Bild gibt. Zwei durch einen Tisch getrennte Gegner haben die Mittelfinger ineinander und beginnen aus allen Kräften zu ziehen, bis es dem einen gelingt, den Gegner über den Tisch zu reißen, zum großen Gaudium der anwesenden Zuschauer und Zuschauerinnen, die mit lebhafter Spannung den Vorgang verfolgen und den Ausgang erwarten. Es bedarf einer ungeheuren Körperkraft, das Wagstück zu vollenden, und die Helden der Szene sind in der Regel Leute von atletischer Stärke. Das Spiel erinnert an den Akrocheirismus der Griechen. Bekanntlich war bei diesen die Gymnastik besonders ausgebildet und zwar waren die körperlichen Uebungen bei denselben von sünserlei Art. Sie bestanden im Springen, Laufen, Werfen (mit Wurfspeisen, Pfeilen, Wurfscheiben u.), Ringen und Faustkampf. Eine Art des Ringens nun war der Akrocheirismus (akros höchst, äußerst, cheir Hand), darin bestehend, daß man den Gegner bei den Fingerpitzen ergriff, ohne irgend einen anderen Körperteil zu berühren. Nach der Behauptung von Krause war dies nur ein Vorspiel zum eigentlichen Ringkampf und keine selbständige Uebung. Indessen scheint diese Einleitung zum Kampfe doch an und für sich von Wichtigkeit gewesen zu sein, insofern gewisse Athleten darauf besonders eingeübt waren, mehrere sich sogar darin auszeichneten. So soll nach Pausanias der Athlet Leontistlos von Mejsina sich niemals im Kampfe Leib an Leib ermüdet, sondern sich begnügt haben, die Finger seines Gegners mit solcher Kraft zu drücken und zu drehen, daß dieser genötigt wurde, sich für überwunden zu erklären. Auf diese Weise mochte der Kampf sich zuweilen auf dieses vorläufige Handkämpfen beschränkt haben. Von einem modernen Athleten im Fingerhakeln berichtet ein Augenzeuge folgendes: Im Mangfalltal beim Müller am Stain dient ein junger riesiger Bursch, der wegen seiner herkulischen Stärke als der „starke Daniel“ im weiten Umkreis berühmt ist. Schon dessen äußere Erscheinung, die fast sieben Fuß hohe Gestalt und der eiserne Knochenbau, läßt den Herkules erkennen, und die Proben, die er von seiner Kraft gegeben, sind geradezu beispiellos. Ein volles Eimerfaß, das andere kaum auf den Wagen heben können, hob er mit beiden Händen frei über den Kopf und trank aus dem Spundloch mit vollen Zügen, nachdem er den Pfropf mit den Zähnen herausgerissen. Und als in einem steilen Hofweg ein Lastwagen ins Rollen kam, so daß ihn die Pferde nicht mehr zu halten vermochten, da fiel der starke Daniel dem Fuhrwerk in die Speichen und es gelang ihm, dasselbe zu retten. Eine eiserne Schiene im Gewicht von 125 Kilo nahm er vom Boden auf und warf sie kopfüber hinter sich. Den stärksten Ringler hob er beim ersten Griff frei in die Luft. Nun wollte er's auch einmal mit dem Fingerhakeln probiren. Es war im Sommer 1876. Einem von Langgries, der weit und breit als Meister dieser Kunst galt und sich rühmen konnte, daß er noch niemals darin besiegt ward, bot der starke Daniel den Kampf an. Drei Gänge nacheinander wollten sie wagen und große Wetten wurden gemacht. Der stärkste eichene Tisch, den man im Wirtshaus hatte, ward vor die Thür geschoben; überall auf den nahen Dächern und Bäumen suchten die Neugierigen Platz. Nicht lange, so traten die beiden Kämpfer an die Enden des Tisches

und unter dem Jauchzen der buntbelebten Menge krallten sie die eiserne Finger ineinander, daß man es krachen hörte, der breite Fuß klammerte sich wie krampfhaft an die Erde, aber schon beim zweiten oder dritten Rud begann der andere zu wanken, das Blut trat ihm in das vibrierende Gesicht, dessen Züge mitzukämpfen schienen, auf der Stirne stand ihm der Schweiß. Jetzt bebte sein Fuß, ihm ward als ob der Boden schwände und mit dem nächsten Zug riß ihn der Daniel über den Tisch wie ein Tiger seine Beute davonschleift. Eine Weile casteten die beiden, dann begann der zweite Gang mit demselben Erfolg. „Laß' ma's gut sein?“ frug der Sieger im nachlässigen Ton, aber der andere bestand auf dem drittenmal, vielleicht daß es ihm doch gelänge, seinen bedrohten Ruhm zu behaupten. Er bat, daß er dazwischen einen frischen Trunk tun dürfe, trotzdem erlitte er eine neue noch raschere Niederlage. Aber dem festen Sieger wars noch der Mühe zu wenig. „Einmal get drein“ rief er lachend und erbot sich, es nun mit dreien zugleich zu tun. Aus einem seidnen Halstuch ward eine Schleife geknüpft, auf der einen Seite hielten sich drei Finger ein, auf der anderen der eine des gewaltigen Gegners und er zog die drei so gemächlich an sich wie man beim Fischfang ein schweres Netz über die Ränder des Rahns zieht. — Um diesem modernen Athleten einen antiken an die Seite zu stellen, führen wir den Milo von Krotona an, von welchem berichtet wird, daß er in den olympischen Spielen sechsmal die Palme errang und in Olympia eine marmorne Bildsäule erhielt, die er selbst auf seinen Schultern an den Ort ihrer Bestimmung trug. Er durchstieß einmal die ganze Rennbahn, einen vierjährigen Ochsen auf der Schulter tragend, den er dann mit einem Faustschlag tötete und binnen Tagesfrist verzehrte. Keine menschliche Kraft vermochte ihm die Finger zu lösen, wenn er die Ellenbogen auf die Hüfte gestützt, die geballte Faust mit emporgerechtigtem Daumen hinhielt. Zuweisen nahm er dabei in die geschlossene Hand einen Granatapfel und hielt ihn, ohne ihn zu zerdrücken, so fest, daß es Niemand gelang, ihm denselben zu entreißen. Als er sich einstmals mit den Schülern des Pythagoras in einem Hause versammelt hatte und die Decke einzustürzen drohte, hielt er die Hauptstütze so lange fest, bis die Anwesenden ihr Leben gerettet hatten. So groß war seine Kraft, daß er sich zuweilen eine Schnur um die Stirne wand und, indem er den Atem an sich hielt, die Schnur mittels seiner angeschwollenen Kopfadern zersprengte. St.

#### Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

**Japanesische Literatur.** Nach einer durch das Ministerium des Innern veröffentlichten Uebersicht sind in Japan im Jahre 1881 4910 Werke erschienen gegen 3792 im vorhergehenden Jahr. Die meisten derselben sind Uebersetzungen oder Nachbildungen in Europa oder Amerika erschienener Bücher; mit Ausnahme der Geographie und Mathematik, welche eine Verminderung zeigten, ergaben alle, auch die wissenschaftlichen Fächer, eine teilweise bedeutende Zunahme. Im Lauf des Jahres sind 149 neue Zeitschriften erschienen.

#### Rebus.



#### Auflösung der Rebus in Nr. 5:

Ein schäbiges Kamel trägt immer noch die Lasten vieler Esel.

**Inhalt:** Am Nordpol. Nach dem Englischen von P. Oliverio. (Fortsetzung.) — Altgermanische Weihnachten. Von Manfred Wittich. — Die Tierwelt in den Buchen der ostfriesischen Inseln. Von W. Hef. — Wilde Pferde und Wölfe in Rußlands Steppen. (Mit Illustration.) — Die Jesuitenrepublik in Paraguay. Historische Studie von Karl Frohne. — Jurisprudenz. (Mit Illustration.) — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Vogler. (Fortsetzung.) — Berlin unter der Erde. (Mit Illustration.) — Zur Kolonialfrage. Von Bruno Geiser. (Schluß.) — Seydel, das Evangelium von Jesu in seinen Beziehungen zur Buddhalehre und Buddhasage. — Auch ein psychologisches Rätsel. Schattenriß aus der Kulissenwelt. Von Eduard Müller-Gaenger. — Ein ungekröntes Preisgedicht. — Das Fingerhakeln. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Japanesische Literatur. — Rebus. — Arztlicher Ratgeber. — Redaktions-Korrespondenz. — Sprechsal für jedermann. — Mannichfaltiges.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. H. W. Diez in Stuttgart.